

HIERONYMUS BOSCH

UND DIE DARSTELLUNG DER VIER LETZTEN DINGE
IN DER NIEDERLÄNDISCHEN MALEREI DES XV. UND XVI.
JAHRHUNDERTS.

VON

HERMANN DOLLMAYR.

WIEN, 1898.

(AUS DEM XIX. BANDE DES »JAHRBUCHES DER KUNSTHISTORISCHEN SAMMLUNGEN
DES ALLERHÖCHSTEN KAISERHAUSES«.)

HIERONYMUS BOSCH

UND DIE DARSTELLUNG DER VIER LETZTEN DINGE IN DER NIEDERLÄNDISCHEN MALEREI DES XV. UND XVI. JAHRHUNDERTS.



Fig. 1. Bildniss des H. Bosch.

Was uns in alten Büchern und Papieren über den einst weitberühmten Maler Hieronymus aus Herzogenbusch berichtet wird, ist gering und reicht nicht einmal aus, die Dauer seines Lebens annähernd abzuschätzen, geschweige denn das für seine Lehrzeit so wichtige Jahr zu bestimmen, wann er geboren wurde. Die Meinungen gehen darüber noch immer auseinander und, wenn sich die Verfasser der neueren Galleriekataloge und Kunstgeschichten im Allgemeinen rund für das Jahr 1460 entschieden haben, weil Meister Hieronymus 1484 schon als Mitglied der Illustre Lieve-Vrouwe broederschap seiner Heimatsstadt erwähnt wird, er also damals nicht weniger als 25 Jahre gezählt haben dürfte, so glaubt C. Justi,¹ er müsse noch viel früher das Licht der Welt erblickt haben; denn der Mann, der uns auf dem bekannten Bildnisse² durch die Verse des Lampsonius als Hieronymus Bosch vorgestellt wird, ist augenscheinlich älter, als es unser Künstler nach der allgemeinen Annahme selbst in seinem Todesjahre, 1516, gewesen sein konnte. Doch das mag Alles Täuschung sein.

Gegenüber einer so wichtigen Frage will es uns fast geringfügig erscheinen, dass es ferner nicht auszumachen ist, ob die Bezeichnung Aquens., Aquēn, Van Aken, Van Aeken, die er in den Urkunden führt,³ thatsächlich, wie man will, auf die Abstammung seiner Familie aus Aachen deutet; ob der 1468 als Bürger von Herzogenbusch aufgenommene Laurens van Aken⁴ sein Vater ist und ob er selbst, da sich nirgends vermerkt findet, dass er in jener Stadt sein Bürgerrecht erlangt hätte, in ihren Mauern auch geboren wurde.⁵

Der Umstand, dass sich die Mehrzahl seiner Werke in Spanien befindet, hat ältere Autoren auf den Gedanken gebracht, dass er eine Zeitlang dort gelebt und geschaffen, ja sogar den Grund zu der eigenthümlichen Art seiner Kunst gelegt hätte, eine Meinung, der A. Pinchart⁶ mit den schriftlichen

¹ Die Werke des Hieronymus Bosch in Spanien, Jahrbuch der königl. preuss. Kunstsammlungen X, S. 122.

² In der 1572 von der Witwe des Hier. Cock besorgten Ausgabe der Porträtsammlung: *Pictorum aliquot celebrium Germaniae inferioris effigies*. (Siche Fig. 1.)

³ Pinchart A., *Archives des Arts, Sciences et Lettres, Documents inédits*, t. I, p. 267 ff.

⁴ Ebenda, p. 270.

⁵ Ebenda, p. 270.

⁶ Ebenda, p. 269.

Zeugnissen entgegengetreten ist, die den Meister während der Jahre 1493—1494, 1498—1499, 1504, 1508—1509 und 1512 in Herzogenbusch anwesend nennen. Er hat daraus sogar geschlossen, dass Hieronymus aus seiner Heimat niemals herausgekommen wäre, — eine gewagte Sache, da diese Daten für seine Jugendzeit gar nichts besagen, in seinen reifen Jahren aber Lücken von vier und fünf Jahren lassen, Zeiträume, die auch damals im Leben eines Menschen sicherlich mehr bedeuteten, als wir rückschauend oft zu ermessen vermögen. Dass er aber jedenfalls den grössten Theil seines Lebens in der alten Herzogsstadt zubrachte, dafür spricht der Name, womit er seine Bilder ausschliesslich zeichnet und den ihm auch die Kunstgeschichte am liebsten gibt:



Fig. 2. Signatur des Bildes Nr. 651 der Wiener kaiserlichen Gallerie.

Selbst die Urkunden setzen den Städtenamen, Bosch, häufig zur näheren Bezeichnung neben das Aquensis und so heisst es in dem Register, das seinen Tod vermeldet: »Obitus fratrum: Ao 1516. Hieronimus Aquen̄, als Bosch, insignis pictor« und in dem Mitglieder- und Wappenbuche seiner Bruderschaft: »Hieronimus Aquens. alias Bosch seer vermaerd schilder. Obiit 1516«,¹ zugleich die beiden einzigen sicheren Nachrichten, die wir über ihn haben.

Kaum ein wenig mehr als über sein Leben erfahren wir über seine Werke. 1493 oder 1494 soll er seiner Bruderschaft die Zeichnungen zu den Glasgemälden geliefert haben, die sie für ihre Kapelle in der Johanneskirche spendete, 1512 die Vorlage für ein Kreuz, das sie bestellte,² worauf er im September 1504³ 36 Livres erhielt für ein grosses Bild des jüngsten Gerichtes, im Ausmasse von 9 zu 11 Fuss, das sich Philipp der Schöne von ihm malen liess »pour son très noble plaisir«. Vielleicht handelte es sich, nach der Grösse zu urtheilen, auch hier um einen Carton, für einen Teppich zum Beispiel, wie sich ein solcher, nach der Patrone des Meisters gewebt, noch heute im königlichen Schlosse zu Madrid befinden soll.⁴ Doch fehlen mir alle Mittel, diese Frage zu entscheiden. Leider wissen wir auch über ein drittes Werk nichts zu sagen, eine Versuchung des heil. Antonius, die laut ihrem Inventare von 1516 die Statthalterin Margaretha von Oesterreich besass.⁵ Es ist das um so bedauerlicher, als bei den schwankenden Begriffen, die wir über den Meister als Künstler haben, die Frage nach der Echtheit seiner Werke mit diesen gewiss authentischen Bildern leichter und sicherer zu entscheiden gewesen wäre.

Denn was die Notizen und Inventare der späteren Zeit anbelangt, so dürfen wir ihren Angaben nur sehr wenig Vertrauen entgegenbringen. Der Name Bosch war ja bald ein Sammelbegriff geworden, der Alles umfasste, was grottesk oder phantastisch war. Das merkt man schon bei Carel van Mander, der von ihm eine mit vielen komischen Gestalten erfüllte Hölle erwähnt, aus der Christus die Patriarchen erlöst, bei welcher Gelegenheit auch Judas zu entwischen versucht, von den Teufeln aber an seinem Halsstricke zurückgehalten wird; eine Kreuztragung, in der er sich ernster als gewöhnlich gezeigt hätte; verschiedene Bilder bei dem Haarlem'schen Kunstfreunde Joan Dietring, unter denen eines einen Mönch darstellte, der mit Ketzern disputirt und zum Zeichen der Nichtigkeit ihrer Lehre ihre Bücher in ein Feuer werfen lässt, das sie verbrennt und nur das seine, das wahre, nicht versehrt; die Darstellung eines Wunders, worauf ein König und andere Personen sich bemerkbar machen, die vor

¹ Ebenda, p. 268 ff.

² Ebenda, p. 270.

³ Ebenda, p. 261.

⁴ Carel van Mander, ed. Hymans I, p. 175.

⁵ Le Glaye, Correspondance de l'empereur Maximilian I. et de Margareite d'Autriche, t. II, p. 480.

Schreck zu Boden gestürzt sind; und schliesslich eine Flucht nach Aegypten, die er zu Amsterdam sah und die Maria auf dem Esel und im Vordergrund Josef enthielt, der einen Bauern um den Weg fragt, während im Hintergrunde Leute vor einer Herberge einen Bären tanzen lassen, obwohl gerade dieses Werk noch am ehesten hätte von ihm sein können.

Leider sind auch die gewiss echten fünf Gemälde aus der Johanneskirche zu Herzogenbusch verschwunden: die Erschaffung der Welt;¹ die Abigail, die mit ihren Geschenken und ihrem Gefolge bittend vor David gekommen ist, nebst Salomon, der seine Mutter verehrt; die Anbetung der Könige; das Lager vor Bethulien mit der Ermordung des Holofernes, der Flucht und der Niederlage des assyrischen Heeres; sowie Mardochai mit Esther und der Triumph des befreiten Judenvolkes, die dort noch 1610 auf ihren Altären standen,² von wo sie, wie man behauptet, erst im Jahre 1629 verschleppt worden seien, als die Geistlichkeit bei der Einnahme der Festung durch den Statthalter Friedrich Heinrich die Erlaubniss erhielt, sie fortzuschaffen.³

Ferner müssen wir es mit Vorsicht aufnehmen, wenn der Canonicus Gerhard von Haen in einem jetzt auf der Universitätsbibliothek bewahrten Collectenbuche des Bonner Münsters zum Jahre 1589 anmerkt, dass er fünf Jahre vorher ein aus Herzogenbusch stammendes Triptychon »opera quondam Hieronimi Buschii celebris nostri temporis eo loci pictoris exquisiti artificio depictam« von einem wegen seiner katholischen Religion vertriebenen Niederländer gekauft und auf dem Hochaltare der genannten Kirche aufgestellt habe. Der Gegenstand des Hauptbildes sei Christi Einzug in Jerusalem gewesen, der der Flügelbilder seine Geburt und seine Auferstehung. 1587 habe die Tafel bei der Plünderung durch die Schenck'schen Soldaten Beschädigungen erlitten, diese seien aber auf seine Kosten wieder ausgebessert worden. Da sie seitdem verschollen und vielleicht durch den Kirchenbrand von 1590 zu Grunde gegangen ist,⁴ vermögen wir nicht zu beurtheilen, wie weit auch der Canonicus mit seiner Behauptung Recht behält, dass er thatsächlich ein Werk unseres Meisters erworben habe.

Es kann sich hier ebenso gut um die Arbeit eines seiner zahlreichen Nachahmer handeln wie bei den drei Bildern, die der Statthalter Erzherzog Ernst in Brüssel besass, von denen das eine in seinem Inventare unter dem Titel »Sic erat in diebus Noë« verzeichnet wird, das zweite, am 14. December 1594 um fl. 106.40 gekaufte, einen Crucifix mit dem Limbus und das dritte Aerzte und Chirurgen darstellte, die beschäftigt sind, einem Kranken einen Stein aus dem Kopfe zu ziehen.⁵ Vielleicht ist das letzte Bild das jetzt im Prado Nr. 1860 befindliche, das Justi nach meiner Meinung mit Unrecht für Bosch in Anspruch nimmt.⁶

Noch schlimmer steht es mit den Bildern, die sich nach Pinchart⁷ und Westrheene⁸ in Rubens' Nachlasse vorfanden, einer Versuchung des heil. Antonius, zweier Fratzen und einer Hochzeit in der Art des Bosch. Ich kann sie, ebensowenig wie Hymans, nicht einmal in den mir zugänglichen Verzeichnissen seiner Sammlung finden.

Die grösste Summe an Werken unseres Künstlers hätte, wenn wir nach den Inventaren urtheilen wollen, Philipp II. von Spanien zusammengebracht, der daran solchen Gefallen fand, dass er sich gerne mit ihnen umgab, was zur Folge hatte, dass ihm eines davon, die berühmten Sieben Todsünden, in seinen letzten Stunden, vor Augen stand. Sechs Bilder, darunter den nicht minder geschätzten Heuwagen, hatte er am 16. Jänner 1570 aus dem Nachlasse des Don Felipe de Quevara erworben:⁹ die

¹ Ein grosses Bild mit der Weltschöpfung von Hieronymus Bosch sah Prof. Fr. Wickhöf vor wenigen Jahren im venezianischen Kunsthandel; doch ist es gegenwärtig nicht mehr sichtbar, da darüber Rechtsstreitigkeiten ausgefochten werden.

² J. B. Gramaye, *Taxandria, Bruxellae 1610, cap. VI, p. 13.*

³ Th. v. Westrheene in *Meyers Künstlerlexikon I, S. 91.*

⁴ Ebenda I, S. 94.

⁵ *Compte-rendu de la Commission Royale d'histoire, Bruxelles, t. XIII, p. 141 und 115.*

⁶ Ein zweites Bild gleichen Gegenstandes, Tempera auf Leinwand, brachte Philipp II. von Spanien am 16. Jänner 1570 aus dem Nachlasse des Don Felipe de Quevara an sich.

⁷ *A. a. O., p. 277.*

⁸ *Meyers Künstlerlexikon I, S. 94.*

⁹ *Justi, S. 141.*

Cur der Narrheit, die Blinden auf der Saujagd, den flandrischen Tanz, den Blindenführer und die Hexe, die jedoch, ausser dem genannten, leider sämtlich nicht mehr auszuforschen sind. Eine grosse Tafel war für ihn am 20. Jänner 1568 im Palaste des Prinzen von Oranien, Wilhelm des Schweigsamen, zu Brüssel confiscirt worden, zur gleichen Stunde, als man dort auch die heute im Prado befindliche und am meisten bekannte Anbetung der Könige aus dem Hause des Jean de Casembroot holte,¹ wodurch es kam, dass Philipp am 15. April 1574 dem Escorial unter Anderen neun Bilder des Bosch übergeben konnte,² von denen wir heute mit Sicherheit noch sieben bestimmen können, die fast alle von grosser Bedeutung sind, wenn sie auch, wie wir sehen werden, nicht durchwegs als seine eigenhändigen Arbeiten die Prüfung bestehen.

In dem Jagdschlosse Pardo sollen sich nach Argote de Molina³ weitere acht Tafeln unseres Meisters befunden haben, die nach der gewöhnlichen Annahme bei dem Brande des Schlosses im Jahre 1608 zu Grunde gingen, und überdies messen ihm die übrigen Inventare⁴ mit so reichlichem Masse zu, dass es auf den ersten Blick klar ist, dass man in späterer Zeit hier ebenfalls Alles auf ihn übertragen hat, was eine Höllenscene, eine spukhafte Heiligenversuchung oder eine Satire auf das Treiben der Menschen vorstellte.

C. Justis bewährtem Scharfblick ist dies nicht entgangen. Er hat darum auch von den in Spanien auf den Namen Bosch getauften Werken nur die Anbetung der Könige im Prado, die Dornenkrönung, die Kreuzschleppung, die Sieben Todsünden, den Heuwagen und die Weltlust im Escorial, das Triptychon mit den Passionsscenen im Museum zu Valencia, die Versuchung des heil. Antonius im Palais Ayuda zu Lissabon gelten lassen und hat diese kleine Zahl auf Grund der Stilgleichheit nur um zwei Stücke, um die Cur der Narrheit (Prado, Nr. 1860) und, von den Bildern ausserhalb Spaniens, um die Geburt Christi im Kölner Museum, Nr. 187, vermehrt.

Wenn wir damit zusammenhalten, was ein anderer Kritiker behauptete, dass ihm diesseits der Pyrenäen blos ein einziges echtes Bild des Meisters aufgestossen sei,⁵ so wäre die Liste seiner Arbeiten allerdings nicht sehr gross. Und dennoch deutet sie mir noch Vieles zu enthalten, was zu streichen ist.

Bevor ich jedoch näher darauf eingehe, möchte ich einiger wichtiger Notizen gedenken, die uns bei italienischen Schriftstellern begegnen und die nebst mehreren verschollenen Tafeln zwei Triptycha betreffen, die mir den Anstoss zur gegenwärtigen Untersuchung und vielleicht die Mittel zur richtigen Erkenntniss der Thätigkeit unseres Künstlers gegeben haben.

Die eine davon bringt der Anonimo des Morelli in seinem Reisetagebuche.⁶ Er hat im Jahre 1521 zu Venedig im Hause des Cardinals Grimani ein Bild der Hölle mit mannigfachen Ungeheuern, ein zweites mit Träumen, Visionen (*«delli sogni»*) und ein drittes mit der Fortuna und dem Walfische gesehen, der den Jonas verschlingt. Nach ihm waren alle drei von der Hand des Hieronymus Bosch. Leider sind sie nicht mehr nachzuweisen. Dafür bin ich jedoch in der glücklichen Lage, zwei weitere Tafeln, die bis jetzt als verloren galten, dem Meister zurückstellen zu können, und zwar die beiden Triptycha, die bei der neuen Aufstellung der Wiener Gemäldegalerie im Jahre 1893 aus dem Depot genommen und nach gründlicher Reinigung in die kaiserliche Sammlung eingereiht worden sind. Ich erkenne in ihnen dieselben, die Zanetti⁷ unter den Gemälden der Sala des Consiglio dei Dieci im Dogenpalaste aufführt, wo sie schon zu Boschinis Zeit hingen. Nur hat sich eben jener Kunsttopograph bei ihrer Erwähnung einige Fehler zu Schulden kommen lassen. Er erwähnt nämlich blos eines, das Martyrium einer heil. Jungfrau, und lässt es noch dazu von Girolamo Basi gemalt sein.⁸ Als daher

¹ Pinchart, p. 185.

² Siehe die Liste bei C. Justi, S. 142.

³ In dem Libro de la Monteria del rey D. Alonso.

⁴ Die Auszüge bei Justi, S. 143 ff.

⁵ A. Michiels, Histoire de la peinture flamand IV, p. 221. Was er dafür hielt, war ein mir unbekannt gebliebener »Abstieg Christi in die Hölle« beim Comte Duchâtel zu Paris.

⁶ Notizie d'opere di disegno, ed. Frizzoni, p. 196.

⁷ Della pittura Veneziana, II. ed., parte II, p. 638.

⁸ Le ricche minere, II impressione, p. 19.

Zanetti 1733 die »Descrizione di tutte le pubbliche pitture della Città di Venezia« herausgab,¹ berichtete er diese Fehler, indem er den Namen Basi mit wichtiger Miene in Bolch verschlimmbesserte; denn so, meint er, könne man es in weissen deutschen Buchstaben darauf lesen. Als den Gegenstand des anderen Bildes gibt er in seiner »Descrizione« wie in seinen Büchern »Della pittura Veneziana« einen heil. Hieronymus mit noch zwei Heiligen auf den Flügeln an. Aus dem Dogenpalaste nach Wien scheinen dann beide zur Zeit der österreichischen Herrschaft über Venedig gekommen zu sein.

Das eine davon (Taf. XXXV),² auf drei Eichenbretter gemalt, zeigt im Mittelbilde oben den heil. Hieronymus, der, durch die strengen Bussübungen ein wenig vertrocknet und abgezehrt, in der Wüste zwischen den Trümmern eines prächtig gedachten Tempels oder besonderen Baues vor dem Kreuze kniet und dabei lebhaft die Hände bewegt, als ob er sich eifrig damit unterhielte. Ein Postament, wie ein Farbenreiber gebildet, ragt zu seiner Rechten auf, neigt sich und lässt eine Figur herabfallen, die mit ihrem langen Kleide und der eigenthümlichen Zipfelmütze ganz gut das Bild eines Götzen vorstellen könnte, dem es gelungen ist, in der Einöde versteckt, seinem Sturze zu entgehen, und den nun der Heilige mit seinem Gebete dennoch ins Wanken gebracht hat. Gegen den Hintergrund zu formen Felsen und Bäume mit exotischen Gewächsen einen seltsam durchbrochenen Bau, zwischen dessen Spitzen und Zacken sich Dornen und Schlingpflanzen, gleich einem wild gerathenen Maasswerk, zu einem dichten Spitzenmuster verweben, das in seinen Maschen allerhand Vögel trägt und woraus hie und da ein unheimliches, auf Beute lauernes Raubthier die spiegelglatten Wasser des Tümpels durchforscht, der das Gebilde umschliesst und wozu sich auch der Löwe des Heiligen begeben hat, um, wie es müssige Hunde thun, daran herumzusuchen oder um die geistige Abwesenheit seines Herrn zu benützen und seinen Durst einmal gründlich zu löschen. Eine friedliche Stille herrscht in dieser wundersamen Natur. Der Storch im Angesichte des Löwen steht unbewegt auf seinem Beine, ein Rudel Hirsche kommt ungeschreckt zur Tränke und nur im Vordergrunde bekämpfen sich zwei dämonische Ungeheuer auf Leben und Tod, Ausgeburten der Hölle, die niemals Frieden halten können. Die Nische, vor der Hieronymus kniet und in der er sein Kreuz an dem Aste eines Baumes befestigt hat, der sich zwischen den Steinblöcken durchzwängt, sieht wie ein Steinthron aus, dessen Aussenseite Reliefe verziern: Judith, die das Haupt, das sie dem aus seinem Bette auf den Zeltboden gestürzten Holofernes abgeschlagen hat, ihrer Magd übergibt, sowie ein Mann, der in einen Bienenkorb gekrochen ist und zwischen seinen Schenkeln eine Gerte stecken hat, auf der eine Eule hockt. Ein anderes Relief, das es nach der Beschädigung, die das Bild gerade an dieser Stelle aufweist, nicht mehr genau unterscheiden lässt, wie wir es uns angebracht zu denken haben, zeigt einen Reiter, der ein Einhorn besteigen will, und auf dem Farbenreiber ist ein Mann abgebildet, der Sonne, Mond und Sterne anbetet. Nach rechts schliesst die Scene ein dichtbewachsener Hügel, gegen den Horizont zu eine der weiten Ebenen ab, wie sie sich, saftig und grün, mit buschigen Bäumen, in reizender Abwechslung dem Blicke des Wanderers darbieten, der zwischen Lek und Waal, an ihren Ufern hin, seinen Weg nimmt.

Dieselbe Ruhe, die auf dem Mittelbilde lagert, herrscht auch noch auf dem rechten Flügel, wo der heil. Aegydius, den Pfeil in der Brust und die Hirschkuh zu seinen Füßen, vor einer Steinbank steht und die Messe liest, in der ihm auf einem Zettel, den der Künstler neben seine linke Hand gemalt hat, die geheime Sünde offenbar wird, die ihm sein königliches Beichtkind nicht bekennen wollte. Ein Rabe macht sich mit den Ueberresten eines Wildschweines zu schaffen, dessen Kopf und Schädel im Vordergrunde liegen, während im Mittelgrunde ein Stachelschwein auf der Wiese sitzt. Doch naht sich das Unheil bereits mit leisen Schritten. Durch das kleine Fensterlein der Hütte sieht der Teufel mit listigen Augen herein und wartet auf die Gelegenheit zu seinem Erscheinen. Und am linken Flügel ist die Hölle sogar schon in vollem Aufruhr und bedrängt mit ihren unheimlichen Gestalten den heil. Antonius, der zum Flusse herabgestiegen ist, um daraus Wasser zu schöpfen. Der Teufel hat sich auf die Aeste eines dünnen Baumes gesetzt, hat den Vorhang, der dazwischen ausgespannt ist, wie von

¹ Siehe p. 109.

² Nr. 651, Mittelbild, 83,5 Cm. hoch, 61 Cm. breit; jeder Flügel 83,5 Cm. hoch, 29 Cm. breit.



Reprod. von M. Frankenstein, Wien.

II BOSCH. DER HEILIGE HIERONYMUS
WIEN, KAIS. GALLERIE.



Heliogr. von M. Frankenstein. Wien

H. BOSCH. DAS MARTYRIUM DER HEILIGEN JULIA
WIEN K. K. GALLERIE.



Fig. 3. H. Bosch. Versuchung des heil. Antonius.
(Brüsseler Museum. Copie nach dem Lissaboner Originale.)

einem Zelte weggeschoben und läßt den frommen Mann mit Händewinken ein, das Weib zu betrachten, das sich ihm in seiner ganzen Leibesschönheit darbietet. Schwere Luft und trübes Licht erfüllen den Raum, wilde Flammen brechen aus der Erde hervor und verzehren im Hintergrunde eine Stadt, einen Wald und eine Kirche, zu der eine Brücke führt, worauf allerlei geheimnisvolle Gestalten weben.

Auf dem zweiten Bilde¹ (Taf. XXXVI) sehen wir das Martyrium der heil. Julia dargestellt, und zwar den Moment, wie sie am Kreuze ihre Seele aushaucht und wie der Kaufmann Eusebius, dem sie

¹ Nr. 653, Mittelbild, oben im Halbkreis schliessend, 105,5 Cm. hoch, 63 Cm. breit, jeder Flügel 105,5 Cm. hoch, 28 Cm. breit.

als Slavine diene, aus dem Rausche erwacht, in den ihn der Statthalter Felix versetzte, um dem armen Opfer seinen Beschützer zu rauben. Scheu und bestürzt drängt sich das Volk um das Marterholz und nur der Statthalter und seine Leute bewahren ihre feste Ruhe, zucken die Achseln oder halten der Jungfrau ihre Hartnäckigkeit vor.

Auf dem rechten Flügel sehen wir den unheilvollen Hafen von Capo Corso, wo Eusebius mit Julia gelandet war und wo die Einwohner den Göttern jene Opfer darbrachten, welche die Heilige im frommen Eifer verschmähte. Auf dem linken erscheint wieder der heil. Antonius, diesmal aus dem Gebete durch ein keckes Teufelchen aufgeschreckt, das mit einer Legion anderer seine Hütte erfüllt. Doch kümmert er sich nicht allzuviel darum, so wenig wie um die brennende Stadt im Hintergrund, aus der die eiligen Bewohner mit ihren Habseligkeiten flüchten.

Ist schon das erste Bild durch seine feingetönte Landschaft hervorragend, so ist es noch viel mehr dieses zweite. Die ferne, blaue Bergkette, die dunkelgrünen Hügel mit ihrem silbernen Flusse, der verwitterte Felsen zur Linken und ganz besonders der Hafen rechts, der mit seinen gestrandeten Galeeren, seinen zu den barbarischen Anwohnern passenden merkwürdigen Bauten und dem grossen Fische, der soeben gefangen wird, einen fast unheimlichen Eindruck macht, stellen den Meister Hieronymus weit über seine Zeitgenossen und Vorgänger. Er ist vor Allem, was Justi so mit Recht betont, ein echter Maler, ein Künstler, der nicht nur mit guten Einfällen und vorzüglicher Darstellungskraft, Phantasie, Humor und feiner Beobachtung begabt ist sondern der auch seinen Bildern stets eine wirkungsvolle Stimmung zu geben und ihre Farben glänzend zu behandeln versteht, so dass wir, lange noch bevor uns das Einzelne packt, von ihrem Klange angezogen werden.

Die Frage, die sich der Kunsthistoriker stellt, woher Bosch das Alles haben mag, ist nicht so leicht zu beantworten. Justi meint, aus seiner Malweise würde man folgern, dass er seine Jugend in Brüssel oder Antwerpen verbracht hätte, und findet¹ die Typen der heil. Familie und der Patrone auf der Anbetung der Könige im Prado unverkennbar vom Stamme der Roger und Bouts, womit er im Allgemeinen auch Recht haben mag, obgleich es mir immer so vorkommen will, als ob sich bei Bosch noch schärfere Einflüsse, von der Schule Ouwaters her, geltend machten und als ob vielleicht die Werke des Geertgen von Haarlem besonders auf ihn gewirkt hätten. Eine Verwandtschaft zwischen den Köpfen dieses und unseres Künstlers ist nicht leicht zu verkennen. Auch hat Bosch, was seine Technik, die stellenweise trockene, pastos aufgesetzte Farbe mit kantigen Umrissen, anbelangt, viel mit dem von G. Glück reconstruirten Jan Mostaert,² einem späten Ausläufer dieser Schule, zu thun. Doch ist darüber, wovon uns gerade das Wichtigste fehlt, einstweilen noch schwer zu urtheilen.

Gehen wir nun zu den übrigen Bosch genannten Tafeln über und untersuchen wir, wie sie sich zu denen in Wien verhalten, so erkennen wir, dass vor Allem sein berühmtestes Werk, die Anbetung der Könige im Prado (Taf. XXXVII), mit ihnen übereinstimmt, ein Werk, das wir zu den hervorragendsten Leistungen der altniederländischen Malerei überhaupt zählen müssen, wenn wir nur halbwegs seiner originellen Auffassung, seinen lebendigen Gestalten, ihrer mannigfaltigen Erscheinung und ihrem charakteristischen Ausdrucke sowie den malerischen Qualitäten gerecht werden wollen. Dass dieses Urtheil nicht übertrieben ist, beweist kein Geringerer als Peeter Brueghel der Aeltere, der die prächtige Figur des in weissem Mantel auftretenden Mohrenkönigs mit einigen unbedeutenden Veränderungen auf seiner Anbetung der heil. drei Könige wiederholte, die sich gegenwärtig in der Sammlung des Herrn Georg Roth in Wien befindet, sowie sein kaum viel weniger geschätzter Sohn, Jan Brueghel der Aeltere, der sogar die ganze Composition auf seinem feinen Bildchen Nr. 908 der Wiener Galerie verwendete.³

Für unseren modernen Geschmack wäre vielleicht nur Eines daran anstössig, die katzenartigen Bewegungen des Gefolges, das sich um den Stall von Bethlehem scharrt und das aus allen seinen Ritzen und

¹ S. 122 und 128.

² v. Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst 1896.

³ Directe Copien nach dem Mittelbilde kenne ich zwei. Die eine ist im Besitze des Herrn Dr. Fortunat v. Schubert-Soldern, die andere im spanischen Privatbesitz. Laurent in Madrid hat sie (Nr. 750 seines Kataloges) photographirt.



Heilige von M. Frankfurter, Wien.

H. BOSCH. ANBETUNG DER HEILIGEN DREI KONIGE
MADRID. MUSEO DEL PRADO



Heiligt. von M. Frankenstein. Wien.

JUNGSTES GERICHT.

WIEN. GALERIE DER K.K. ACADEMIE DER BILD. KUNSTE

Löchern, vom Dache und von den nahen Bäumen herab den Vorgang eher belauert als beobachtet. Diese, auch ein wenig allzu phantastisch herausgeputzten, Leute handeln nicht höfisch, wie man es von der ritterlichen Schaar der drei edlen Weisen gewohnt ist, sondern mehr wie Boschs Teufels- und Spukgestalten, wenn sie hinter einem armen Heiligen her sind.



Fig. 4. Innenseiten der Flügel der Versuchung des heil. Antonius im Brüsseler Museum.

Diese Mängel werden jedoch reichlich aufgewogen durch kostbare Details, wovon ich besonders die Ruine auf dem linken Flügel hervorheben möchte, in der Josef unter einem schadhaften Bretterdache ein Feuer angemacht hat, daran die Windeln seines Pflegekinde zu trocknen. Das noch mit einigen Sculpturen versehene Thor, der Kamin des ersten Stockwerkes, der nach dem Einsturze des Fussbodens nun leer in der Luft hängt, muthet uns so wahr an, dass man an etwas Bestimmtes denken möchte, wenn es nicht sicher wäre, dass jenen alten Meistern ihre guten Augen und ihr treues Gedäch-

niss alle Studien nach der Natur ersetzen. Und was für reizende Details enthält die grosse Landschaft! Die einsame Denksäule, der Krug auf dem Mittelbilde, der Fluss mit der Brücke und den jagenden Reitern, der Hafen mit dem darauf zuführenden Hohlwege, worin die Wanderer von Wölfen und Bären überfallen werden und an dessen Rande unheimlich ein zerfallener Rabenstein liegt: sie sind mit aller Liebe aus der Natur herausgeholt und mit aller Liebe wirkungsvoll ins Bild gestellt. Ich urtheile freilich, was die Werke des Bosch in Spanien anbelangt, nur nach Photographien. Diese aber, die mir durch die gütige Vermittlung Seiner Excellenz des Herrn Oberstkämmerers Hugo Grafen zu Abensperg und Traun und des spanischen Botschafters Victor Grafen Dubsky mit gnädiger Bewilligung Ihrer Majestät der Königin in bedeutender Grösse angefertigt wurden, setzen mich vollauf in den Stand, über die Bilder auch ferne vom Originale zu urtheilen.

Nicht so schön in der Composition aber nicht minder werthvoll im Einzelnen ist dann die Kreuzschleppung und die Dornenkrönung im Escorial,¹ vor denen eben Justi fand, »dass Bosch der Träumer ein Maler ist, und zwar sehr ein Maler. Wer mit den niederländischen Meistern jener Zeit vertraut ist, wird beim Anblick dieser Bilder den Eindruck einer Entdeckung haben, einer neuen unbekanntten Grösse«. Nach ihm habe ich darüber nichts weiter zu sagen; aber wiederholen möchte ich, was er von der Lebendigkeit ihrer Figuren schreibt. »Vertieft man sich in diese unverkennbar dem Leben entnommenen Bildnissköpfe, so will es uns dünken, als rief der Maler seinen Mitbürgern zu: du gehörst hierhin, du dorthin; als meine er, überall solche herauszufinden, die sich unter Umständen mit Ueberzeugung zu einer solchen That entschliessen würden.« »Alle Köpfe tragen die Beglaubigung ihrer Lebendigkeit in jeder Linie an sich; sie sind von fast grauenhafter Wahrheit.« Am meisten die auf der Dornenkrönung, wo die Leute wie eine Porträtgruppe wirken und wo der Künstler offenbar bemüht war, Charaktere zu schildern.

Ferner stellt sich unseren Bildern die Versuchung des heil. Antonius im königlichen Schloss Ayuda zu Lissabon an die Seite, deren Composition durch einige mehr oder minder gute und getreue Copien ziemlich allgemein bekannt ist (siehe Fig. 3 und 4). Die brennende Stadt mit dem taghell erleuchteten Walde und dem Seeufer des linken Flügels scheinen auch zu ihren feinsten Theilen zu gehören. Die Spukgeschichte selbst mit ihren phantastischen Figuren entzieht sich der Beschreibung.

Keineswegs aber bin ich Justis Meinung bei dem Triptychon im Museum zu Valencia, das auf seinem Mittelbilde die Dornenkrönung des Escorial wiederholt, auf dem linken Flügel die Gefangennehmung und auf dem rechten die Geisselung Christi darstellt. Ich kann es nicht als Arbeit unseres Künstlers ansehen, obwohl die Haupttafel mit seiner scheinbar unverdächtigen Signatur versehen ist. Es hat nicht seine eigenthümliche Technik, es ist platter gemalt und auch die einzelnen Formen unterscheiden sich auffällig von den seinen. Hauptsächlich wollen mir die Flügel für ihn nicht gut genug vorkommen. Die Gesichter sind darauf geradezu widerlich verzerrt.

Da finde ich denn, dass auf dem Messer, mit dem Petrus dem Malchus das Ohr abbaut, auf dem linken Flügel (siehe Fig. 5), dasselbe Monogramm geschrieben ist, das wir auf dem Jüngsten Gerichte der Wiener Akademie — ebenfalls auf einem Messer — lesen (Taf. XXXVIII und Fig. 6 und 7), das man immer für ein gestürztes B, den Anfangsbuchstaben von Bosch genommen hat, bis es G. Glück richtig als ein Ω erkannte und auf Jan Mandyn bezog.² Die Unterschrift Hieronymus Bosch auf dem Mittelbilde spräche an und für sich nicht gegen meine Annahme einer Copie. Sie findet sich auf der schlechten Copie der Lissaboner Versuchung in der Galerie zu Antwerpen ebenso gut wie auf der tüchtigen in Bonn und der mittelmässigen in Brüssel.³ Vielleicht bezweckte der Copist damit nichts Anderes, denn das Mittelbild ausdrücklich als das künstlerische Eigenthum des Bosch, die mit dem M

¹ Eine veränderte Copie darnach, sehr schwach, bei Herrn Gildemeister in Amsterdam, abgebildet in den photographischen Publicationen der kunsthistorischen Gesellschaft, I. Lieferung, Nr. 14.

² v. Lützwow'sche Zeitschrift für bildende Kunst 1895, Kunstchronik, p. 196 ff.

³ Ausser diesen dreien existirt noch eine im Escorial, Nr. 375. Die Composition des Mittelbildes wiederholen zwei Bildchen der Wiener Galerie, Nr. 655 und 657, die man dort dem Bles zuschreibt. Die Flügel einer alten Copie bewahrt der Prado, Nr. 1177 und 1178.



268.

Hologr. von M. Frankenstein, Wien.

JAN MANDIJN. VERSUCHUNG DES HEILIGEN ANTONIUS.
FLORENZ. SAMMLUNG CORSINI.

bezeichneten Flügel hingegen als das seine zu erklären. Ich bin, um es gleich auszusprechen, der festen Meinung, dass wir es mit der Schöpfung eines seiner ominösen Nachahmer zu thun haben, die uns darum jetzt gleich näher beschäftigen sollen.

G. Glück hat die Beziehung des Wiener Akademiebildes auf Jan Mandyn von dem Vergleiche mit seinem einzigen beglaubigten Werke abhängig gemacht, der mit seinem vollen Namen bezeichneten Versuchung des heil. Antonius, die sich beim Fürsten Corsini in Florenz befindet. Wir wollen nun diesen Vergleich ziehen, zuerst aber einen raschen Blick auf sein Leben und seine Thätigkeit werfen, so weit sich die Quellen damit befassen.

Karel van Mander¹ gedenkt zwar des Mandyn, allein an der Stelle, wo er im Zusammenhange über mehrere ältere und jüngere Maler handelt, von denen er nichts Besonderes erfahren konnte. Dementsprechend weiss er nicht mehr zu sagen, als dass es zu Haarlem noch den Jan Mandyn gab, der sich in der Darstellung von Teufelsspek und drolligen Dingen auszeichnete, wie sie Hieronymus Bosch zu schaffen liebte, und der zu Antwerpen starb, wo er von der Stadt einen Jahresgehalt bezog. Van den Branden² fand darauf zur Erläuterung dieses Berichtes, dass sich der Jahresgehalt nach den vorhandenen Quittungen auf 12 Pfund und 10 Schillinge belief und dass Mandyn nach seiner eigenen Aussage vor dem Notar Zeger sHertoghen am 20. Juni 1542 gerade 42 Jahre alt war, also zu Beginn des Jahrhunderts geboren wurde. 1530 war er bereits in Antwerpen ansässig, da er nach den Liggeren damals einen Lehrling aufnahm, wie er es auch in den Jahren 1535, 1539, 1540, 1543, 1544, 1550 that, wo Gillis Mostart, und 1557, wo Bartholomäus Spranger zu ihm in die Schule gingen. Von seinen Werken wird nur eine Versuchung des heil. Antonius bei dem Antwerpener Maler Philips Lisaert erwähnt und eine bemalte Grabplatte, die er für den Bischof von Dunkeld in Schottland schuf, der ihm dafür am 17. April 1537 36 Carolusgulden ausbezahlen liess. Fügen wir noch hinzu, dass Pieter Aertsen mit ihm befreundet war, so ist auch für ihn Alles erschöpft, was uns zur richtigen Erkenntniss seines Wirkens leiten könnte.

Wir wollen deshalb das voll mit Jan Mandyn bezeichnete Florentiner Bild (Taf. XXXIX) um so aufmerksamer betrachten. Was uns sogleich daran auffällt, ist, dass es nicht die schwere, feste Malart der Tafel in der Wiener Akademie hat sondern dass es mit dünnen, sorgfältig lasirten Farben ausgeführt ist, in der Weise, wie wir es etwa bei Hendrik Bles zu sehen gewohnt sind, mit dessen Landschaften es im Allgemeinen viel gemein hat. Dabei liebt es Mandyn, die Lichter mit dem Pinsel fest aufzutupfen, ganze Flächen mit kleinen, unregelmässigen Pünktchen aufzuhellen und längere Halme, Gräser und Baumstämmchen durch eine Reihe regelmässig sich verkürzender Punkte auszudrücken, die wie immer kleiner werdende Perlen sich hübsch aneinanderfügen. So macht er es auch bei den eigenthümlichen, fühlhörnerartigen Ansätzen, die, gleich den Federn der Pfauenkronen oder der Schwalbenschwänze gestaltet, von den Extremitäten und Gelenken seiner Figuren weg fächerartig auseinandergehen, sich wie Schnörkel nach einwärts krümmen, seinen Figuren als Hände und Füsse dienen müssen



Fig. 5. Linker Flügel der Dornenkrönung im Museum zu Valencia.

¹ Ed. H. Hymans I, p. 65 ff.

² Geschichte der Antwerpse Schilderschool, p. 162.

und vielleicht das beste Kennzeichen seiner Arbeiten sind. Ueberdies umreißt er stets scharf die Augen, gibt Brauen und Wimpern mit sehr dunkler Farbe an und verleiht selbst den Händen der nicht der Hölle entstiegenen Gestalten gewöhnlich bloß zwei oder drei Finger, die sie wie die Gliedmassen von Kerbtieren, von Käfern, erscheinen lassen. Die Hände sind, auch dort, wo er sie regelmässig bilden wollte, ein wenig verkümmert und nie ganz geschickt gezeichnet. Mit Hendrik Bles hat er schliesslich auch die eigenthümlichen buttergelben, rothbraunen und stahlblauen Farben gemein, die sich zu einander in einen gewissen Gegensatz stellen und in der Ferne etwas verblasen aussehen. Daran, hauptsächlich aber, wie gesagt, an den kalligraphischen, flügelartigen Ansätzen ist er sofort zu erkennen.

Auf Grund dieser Beobachtungen schreibe ich ihm, ausser dem Florentiner Bilde, mit Bestimmtheit die interessante Tafel mit den Prüfungen des Hiob zu, die im Museum der Stadt Douai dem Bosch gegeben wird und die vielleicht Mandyns beste Leistung ist (Fig. 9); dann das Bild des heil. Christoph der Münchener Pinakothek, Nr. 160 (»Niederländisch um 1530«), das sich besonders durch die wunder-

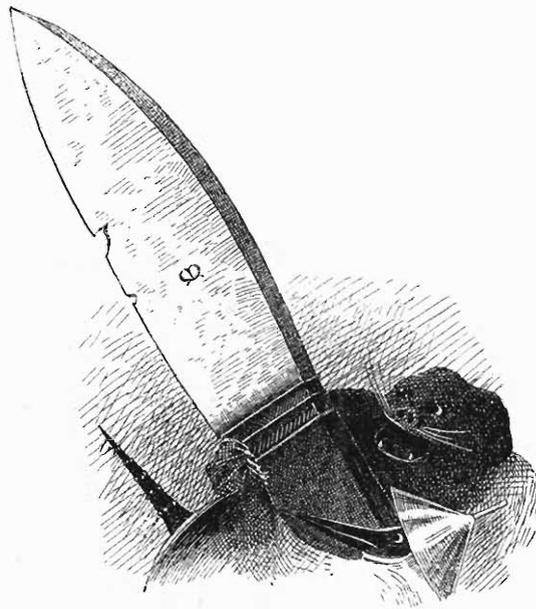


Fig. 6. Signatur des Jüngsten Gerichtes
in der Akademie der bildenden Künste zu Wien.

lichen Seethiere auszeichnet, die den Heiligen umschwärmen, sowie die Höllenstrafen in der Gallerie des Grafen Harrach¹ und die Versuchung des heil. Antonius in der kaiserlichen Sammlung zu Wien,² die, ehemals Höllenbrueghel genannt, jetzt im Katalog als »in der Art des Bosch« gemalt verzeichnet wird (Taf. XL). Die Abbildungen, die ich davon gebe, werden Mandyn hoffentlich zur Genüge schildern, um ihn auch in anderen Galerien, die ich besuchte, bevor ich ihn kannte, wieder zu erkennen.

Das Werk des Hieronymus Bosch ist damit um ein gutes Stück entlastet und wir sehen zugleich, dass auch das Jüngste Gericht der Wiener Akademie weder von ihm noch von seinem zuletzt betrachteten Nachfolger herrühren kann. Sein Ω ist also anderswie zu beziehen.

Allein bleibt uns gleich der Name, der sich hinter diesem Buchstaben verbirgt, unbekannt, so ist doch die Thätigkeit seines einstigen Trägers nicht ebenso unserer Einsicht entzogen. Wir haben von ihm eine Reihe von Werken, die ihn keineswegs als einen ge-

ringen Meister erscheinen lassen. Nur segeln sie fast alle noch unter der Flagge seines Vorbildes, des Hieronymus Bosch, und wir haben sie erst auf ihre wahre Abkunft zu prüfen. Wir werden dies mit Hilfe des Bildes in der Wiener Akademie thun. Bevor ich jedoch die Scheidung selbst vollziehe, scheint es mir der neuerliche Abbruch, der Bosch dadurch geschieht, zu verlangen, dass ich zur Rechtfertigung meines Beginns einen glaubwürdigen Zeugen heranziehe, und zwar einen, der, selbst ein Sammler und Schätzer der Werke unseres Meisters, die, sechs an der Zahl, nachher in König Philipps des II. Hände übergangen, ein gutes Gewicht besitzt. Ich meine Don Felipe de Quevara. Dieser edle Señor schaltete in seine *Commentarios de la pintura*,³ dort, wo er über die antike Kunstgattung der Grylli spricht, einen kleinen Excurs ein, worin er bereits davor warnt, Alles auf Bosch zurückzuführen, was monströs oder gegen die Ordnung der Natur ist; denn es sei meistens nur das Erzeugniss von Nachahmern, die gerade in dem Ungeheuerlichen ihre Stärke und das für Bosch am meisten bezeichnende Element suchten.

Er sagt: »So gibt es eine unendliche Reihe von Gemälden dieser Gattung, die mit dem Namen des Hieronymus Bosch, jedoch fälschlich, bezeichnet sind, Gemälde, an die Hand zu legen ihm nie

¹ Nr. 31.

² Nr. 650.

³ p. 40 ff.



Reliogr. von M. Frankenstein, Wien.

JAN MANDIJN. VERSUCHUNG DES HEILIGEN ANTONIUS.
WIEN. KAIS. GALLERIE.



Fig. 7. Aussenseite der Flügel des Jüngsten Gerichtes in der Wiener Akademie der bildenden Künste.

eingefallen ist sondern dem Rauch und den kurzsichtigen Köpfen, indem man sie in Kaminen räucherte, um ihnen Glaubwürdigkeit und altes Aussehen zu verschaffen. Ich wage sogar zu behaupten, dass Bosch nichts Unnatürliches in seinem Leben gemalt habe, ausser in Sachen der Hölle und des Fegefeuers, wie ich bereits bemerkte. Er bemühte sich zwar, für seine Erfindungen höchst seltene Dinge zu suchen, aber naturgemässe, der Art, dass man es als ein allgemein giltiges Gesetz aufstellen kann, ein jedes Gemälde, und sei es auch mit seiner Unterschrift versehen, in dem irgend eine Monströsität vorkommt oder etwas, was die Grenzen der Natürlichkeit verlässt, sei gefälscht oder nachgemacht,

wenn es nicht der Fall ist, wie ich sagte, dass es die Hölle oder etwas daraus vorstellt. Es ist sicher, — und jedem, der mit Aufmerksamkeit die Schöpfungen des Bosch betrachtet, wird dies offenkundig



Fig. 8. Linker Flügel des Heuwagens.
(Escorial.)

nicht immer fein angeordneten Gewänder, die sich in grosse Falten legen, sie kehren ganz so auf dem Bilde des Heuwagens wieder, dessen Flügel die reinsten Gegenstücke zu denen des Jüngsten Gerichtes sind (siehe Fig. 8). Man halte sie nur zusammen und man wird sehen, dass hier von Bosch nichts vorhanden ist, dass sich darin eine völlig andere Richtung offenbart, der schliesslich auch die bisher, ihrem

werden — dass er viel Gewicht auf das Schickliche legte und dass er die Grenzen der Natürlichkeit auf das Sorgsamste eingehalten hat, eben so sehr und noch viel mehr als irgend einer seiner Kunstgenossen. Doch verlangt es die Gerechtigkeit, darauf aufmerksam zu machen, dass es unter diesen Nachahmern des Hieronymus Bosch einen gibt, der sein Schüler war und der aus Verehrung für seinen Meister oder, um seinen eigenen Werken mehr Werth (Credit) zu geben, sie mit dem Namen des Bosch und nicht mit dem seinen versah. Das sind trotz des eben bemerkten Umstandes Schöpfungen, die grosser Werthschätzung würdig sind, und der sie besitzt, muss sie hochhalten. Denn in den Erfindungen und Sittenbildern lebte in ihm ein Zug seines Meisters, in der Ausarbeitung war er noch sorgsamer und geduldiger als dieser und entfernte sich nicht von der Lebendigkeit, Frische, Stattlichkeit und vom Colorite seines Lehrers. Ein Beispiel für diese Gattung von Gemälden ist ein Tisch, den Eure Majestät besitzt, auf dessen runder Fläche die Sieben Todsünden gemalt sind, dargestellt in Figuren und Beispielen. Und wenn schon das Ganze an und für sich wunderbar ist, so ist insbesondere das Bild des Neides nach meinem Urtheil so merkwürdig und geistreich und seine Leidenschaft so sehr zum Ausdruck gebracht, dass es mit Aristides wetteifern kann, dem Erfinder dieser Kunstgattung, welche die Griechen Ethnike nennen, was in unserem Castilianisch so viel als Gemälde heisst, die Sitten und Affecte der Menschen zum Vorwurf haben.«¹

Da erfahren wir denn zu unserer Ueberraschung, dass die berühmten Sieben Todsünden schon damals Kennern gegenüber nicht als Arbeiten des Bosch bestehen konnten. Und in der That reicht eine aufmerksame Prüfung selbst der Photographie aus, um zu sehen, dass sie in der Zeichenweise von der seinigen ganz verschieden sind. Nehmen wir z. B. das Jüngste Gericht in der rechten oberen Ecke und das Paradies darunter her und vergleichen wir ihre Figuren mit unseren echten Wiener Bildern, so haftet ihnen nicht ein einziger gemeinsamer Zug an, wohingegen sie die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Jüngsten Gerichte auf der Tafel in der Wiener Akademie besitzen. Und ferner. Die eigenthümlich zurückgebogenen, dünnbeinigen Figuren, die einförmige Bewegung der Arme mit den geöffneten Händen, von denen die Daumen weit abstehen; die

¹ Diese Uebersetzung verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen des Lectors der spanischen Sprache an der Wiener Universität, Herrn Dr. Rudolf Beer, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek.



Heiligr. von M. Frankenstein. Wien.

ABSTIEG CHRISTI IN DEN LIMBUS
WIEN, KAIS. GALLERIE.

Gegenstände nach, noch unerklärte Weltlust und jene anonyme, von C. Justi ihm zugetheilte, Steinoperation angehört.¹

Wir haben damit also abermals vier grosse und bedeutende Werke dem Bosch genommen und haben sie auf einen Künstler bezogen, der zwar nicht sein Schüler ist aber doch in seine Gefolgschaft gehört.

Gehen wir festen Schrittes weiter, so haben wir aus den gleichen Gründen auch als seine Arbeiten anzusehen: die phantastische Landschaft (Prado Nr. 1403, Estilo de Peeter Huys), das Bild der Hölle im Dogenpalaste zu Venedig, das Fragment eines Jüngsten Gerichtes in Nürnberg (Germ. Museum, Nr. 60), ein Bildchen in Valenciennes mit dem Magier Hermogenes, der seine Dämonen aussendet, um den heil. Jacobus seiner Rache zu stellen, dem der Katalog von F. Nicolle (Nr. 28) den eigenthümlichen Titel: »Ein König, der Ungeheuer richtet«, beilegt, sowie den Abstieg Christi in den Limbus (Nr. 652 der kaiserlichen Sammlung zu Wien, Taf. XLI).



Fig. 9. J. Mandyn. Die Prüfungen des Hiob.
(Douai, Gallerie.)

Dieses zuletzt genannte Bild hat Th. v. Frimmel² — allerdings ohne sachgemässe Begründung — dem Gillis Mostart zuschreiben wollen und, da nun seine Bestimmung durch das ∞ auf dem Jüngsten Gerichte der Wiener Akademie vielleicht eine Art von Bekräftigung erhalten könnte, so wollen wir auch bei Gillis Mostart einen Augenblick verweilen. Nach Karel van Mander wurde er mit seinem Zwillingsbruder Frans, dem Landschaftler, zu Hulst in Flandern, einem Flecken nicht sehr weit von Antwerpen entfernt, geboren, wo sie mit ihrem Vater, einen mittelmässigen Maler, wohnten. Sie stammten von dem alten Haarlemer Meister Jan Mostart ab, waren also ihrer Familie nach eigentlich Holländer. Wie wir gehört haben, trat Gillis 1550 bei Jan Mandyn in die Lehre und verlegte sich auf das Malen von Figuren, die er in kleinem Maassstabe ausführte. 1554 wurde er nach den Liggeren Freimeister der St. Lucasgilde zu Antwerpen und starb dort am 28. December 1598, 64 Jahre alt, wenn van den Branden Recht behält. Ist das der Fall, wie wir wohl dem stets sorgfältig und mit guten Quellen arbeitenden Forscher vertrauen dürfen, so wäre er 1534 geboren worden. Einem Meister aber der so spät zu schaffen begann, können unsere Bilder nicht angehören. Dessen Werke müssen anders

¹ Prado Nr. 1860, Escuela holandesa, siglo XV (?).

² Kleine Galleriestudien, N. F., II. Lieferung: Von den Niederländern in der kais. Gemäldesammlung zu Wien, S. 21 ff. XIX.

ausgesehen haben. Sie müssen bereits den Charakter der jüngeren Richtung der Antwerpener Schule an sich tragen, die in Vorwurf und Form von Italien abhängt. Und in der That haben wir auch in der Galerie zu Stockholm ein Bildchen, das dies beweist (Fig. 10).

Es ist mit »G. Mostart 1573« bezeichnet und lässt seinen Urheber als einen Maler erkennen, auf den trefflich die Nachricht passt, dass er mit Marten de Vos, Ambrosius Francken und Bernaard de Rijckere in derselben Commission zur Abschätzung der von Raphael van Coxcyen für den Genter Magistrat gemalten Tafel fungirte. Und wie ein Zeitgenosse dieser Meister sieht auch der Mann aus, den A. Th. Key auf dem Bildnisse Nr. 759 der Wiener Gallerie conterfeite und der nach alter Tradition eben Gillis Mostart sein soll.

Wir müssen daher mit unserm Jüngsten Gerichte um eine ganze Generation weiter hinaufrücken. An ein anderes Mitglied der zahlreichen Künstlerfamilie der Mostart zu denken, möchte vielleicht eigensinnig erscheinen und den Verdacht erwecken, als klammerte ich mich blos an jenes schwer zu deutende Ω . Und dennoch will mir der Name Mostart nicht aus dem Sinn. Dass es sich dabei möglicherweise um den nicht näher genannten Vater des Gillis handeln kann, das deutet mich wieder die Bemerkung verbieten zu wollen, die Karel van Mander über ihn macht, dass er nur ein mittelmässiger Maler war. Wie aber, wenn am Ende gar ihr berühmter Ahnherr, der alte Jan Mostart, dahinter steckte. Die Zeit seiner urkundlich nachgewiesenen Thätigkeit und das Wirken unseres Monogrammistens müssen zusammenfallen. Es können nur die Jahre 1500—1550 sein. Und was ihre Bedeutung anbelangt, so braucht einer dem anderen just auch nicht nachzustehen. Es gilt jetzt blos, wie wir uns mit den schwerwiegenden Gründen abzufinden verstehen, aus denen G. Glück den räthselhaften Meister in dem Schöpfer des Porträtes Nr. 108 A der Brüsseler Gallerie und einiger damit völlig übereinstimmender Tafeln wiedererkennen wollte. G. Glück geht bei seinem Versuche von der auffallenden Compositionsweise aus, in dem Hintergrund der Bildnisse ausführliche Darstellungen anzubringen, etwas, das, wie er hervorhebt, in der niederländischen Malerei der Zeit ganz vereinzelt ist und woraus sich vielleicht das Recht ableiten liesse, diese glückliche Erfindung dem alten Mostart selbst zuzuschreiben. Denn nach Karel van Mander hat der Meister in seinen letzten Tagen von sich ein Porträt gemacht, das ihn ganz de face darstellte, die Hände ineinander gelegt, mit einem Rosenkranz vor sich und einer Landschaft hinter sich, in deren Luft Christus als Richter thronte und über den nackt vor ihm knieenden Meister urtheilte. Auf der einen Seite stand der Teufel, auf der anderen kniete ein Engel, der bei dem göttlichen Richter für ihn Fürbitte einlegte.

Nun ist das Brüsseler Porträt fast desselben Geistes Kind, nur dass darauf als Scene für seinen Hintergrund die Verkündigung an Kaiser Augustus gewählt ist, gerade so wie auf dem einen der beiden aus derselben Hand hervorgegangenen Flügelbilder der Brüsseler Gallerie Nr. 107, dessen Gegenstück Nr. 108 seinerseits wieder die Bekehrung des Saulus und ein drittes, das männliche Bildniss der Royal Institution zu Liverpool, die Vision des heil. Hubertus zeigt. Auch lässt das Porträt, von dem G. Glück ausgegangen ist, eine Person vermuthen, die den höheren Ständen angehörte, was, wenn man will, für einen Hofmaler, der gleich Jan Mostart achtzehn Jahre in den Diensten der Statthalterin Margaretha von Oesterreich stand, nicht minder zeugen möchte als die Kenntniss des höfischen Jagdlebens auf seinem Bildchen mit dem heil. Hubertus. Das Alles fällt schwer ins Gewicht, umsomehr, als jener Meister ein Holländer ist und der Schule von Haarlem nahestehen scheint, deren Zierde eben der alte Mostart war. Einem solchen Beweismateriale gegenüber heisst es mit neuen Ansichten und Meinungen doppelt vorsichtig sein.

Doch da leider noch immer das ganze Gebäude der altniederländischen Malerei von sehr schwachen Stützen gehalten wird, so verlohnt es sich schon der Mühe, diese Träger, so oft sich dazu die Gelegenheit bietet, zu überprüfen und vielleicht auch einmal einer allzu kühnen Idee Gehör zu schenken, wenn damit nur die Möglichkeit in Sicht gerückt wird, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Dass auch unser Monogrammist Zusammenhang mit Haarlem hat, glaube ich seinen landschaftlichen Gründen und seiner Vorliebe für das Genremässige absehen zu können, das in jener Schule seine merkbare Pflege fand. Ferner zeigt Jan Mandyn in seinen Figuren eine grosse Verwandtschaft mit ihm, woraus

sich, da Mandyn aus Haarlem stammte, vielleicht ebenfalls eine kleine Rückbeziehung auf den Meister \mathfrak{M} ergäbe, insofern als dieser ganz gut sein Lehrer gewesen sein könnte. Drittens wissen wir, dass Jan Mostart einen Ecce homo mit lebensgrossen Figuren malte, worauf einige Gestalten einen ausgesprochen porträtmässigen Charakter besaßen; hatte ja zu einem der grotesken Leutchen ein Sergeant, ein gewisser Pier Muys, der damals seiner drolligen Figur und seines pflasterbedeckten Gesichtes wegen wohl bekannt war, Modell gestanden.

Dieses Bild ist es aber nun gerade, wie schon G. Glück hervorhob, das auffällig an den Ecce homo des H. Bosch im Escorial erinnert, an eben denselben, den unser Monogrammist, nach meiner Meinung, auf der Tafel in Valencia copirte. Diese Beziehung gäbe demnach ernstlich zu denken. Mit ihr die Nachricht, dass Jan Mostart eine westindische Landschaft gemalt habe. Denn dadurch wird uns ein anderes Gemälde unseres Monogrammistens im Escorial ins Gedächtniss gerufen, »der Garten



Fig. 10. Gillis Mostart. Gallerie zu Stockholm.

der Lüste«, von dem C. Justi, der ihn noch für ein Werk des Bosch hielt, ausdrücklich sagt: »Die Scenerie ist vergleichbar einem wildverwachsenen Park mit fremdartigen Gewächsen und Thieren; eine Art irdisches Paradies, zu dem auch das Costüm seiner Bewohner passt. Unverkennbar ist Bosch hier wieder durch Nachrichten aus der eben entdeckten Atlantis angeregt, seine Phantasie durch Nachruhm und Zeichnungen dortiger tropischer Natur in Gährung versetzt worden. Man erinnert sich, dass Columbus selbst, als er der Terra firma sich näherte, an den Mündungen des Orinoco den Ort des irdischen Paradieses gefunden zu haben glaubte«, ein Vergleich, den Justi in allen Einzelheiten durchführt.

Und endlich. Hat G. Glück für seinen Mostart das für sich, dass sich in seinen Bildern eine gewisse Vertrautheit mit dem höfischen Leben offenbart, die aufs Trefflichste zu dem Hofmaler der Statthalterin der Niederlande passt, so würde dasselbe Amt für unseren Monogrammisten erweisen, warum sich so viele und so bedeutende Werke von ihm in Spanien finden, mit welchem Lande Margaretha, als Tante Karls des V. und als Gemahlin Johans von Asturien, durch ihr öffentliches und privates Leben eng verbunden war. Hier steht nun einmal Vermuthung gegen Vermuthung. Einstweilen jedoch, bis wir

zwingendere Gründe haben, wollen wir es bei dem Monogrammisten Ω belassen. Dass seine vier Hauptwerke bis jetzt noch nicht erkannt worden sind, liegt einzig an dem Umstande, dass sich drei davon in Spanien befinden, dass sie dort immer als Bosch galten und von Niemand wirklich genau mit einander verglichen wurden, wozu ihre besondere Grösse und ihr poetischer Gehalt noch das Ihre beitragen mochten.

Der Monogrammist Ω ist es wahrscheinlich, der den Höllenspectakel im grossen Stile in die Kunst einführte und der jene Monströsitäten schuf, gegen die Quevara Bosch verwahren will. Mag er ihm auch gerade nichts Uebles nachsagen, so lassen doch seine Worte erkennen, dass er seinen Arbeiten nicht den gleichen Werth beimisst wie denen des Bosch. Diesen gegenüber fallen sie stark ab. Sie sind eintönig. Nichts verräth wie bei Bosch den weiten Blick, der Alles in den Kreis seiner Betrachtung zieht und der bald hier, bald dort im Leben etwas entdeckt, das ihn reizt, es mit dem Salze seines Witzes zu zerlegen. Bei ihm bleibt Alles in dem engen Rahmen einer Kapuzinerpredigt von Hölle, Tod und Teufel und, wo er wirklich einmal, wie bei der Steinoperation, das warme Leben streift, schafft er bloss eine frostige Illustration eines Sprichwortes, wovon man ruhig sagen könnte, dass ihm Meister Hieronymus einen anderen Ausdruck verliehen hätte. Wäre es mit meiner Studie darauf abgesehen, über Bosch eine Monographie zu schreiben, so müsste ich dieser seiner Seite in erster Linie gerecht zu werden suchen. Da ich aber hier nur seine Gemälde im Auge haben wollte und seine Genrescenen nur im Kupferstiche erhalten sind, so will ich ihre Behandlung auf einen Zeitpunkt verschieben, wo sie sich, ebenso wie seine Zeichnungen, besser in den Zusammenhang einordnen werden.

Indem ich schliesslich der Werke gedenken möchte, die sich meinem Urtheile entzogen, der von A. Michiels¹ erwähnten beiden Antoniusversuchungen, die er im Besitze des Herrn Quedeville, und des Sturzes der Verdammten, den er bei der Comtesse Duchâtel sah, des Abstieges Christi in den Limbus (Hampton Court, Nr. 753), der Erschaffung der Welt bei Madame Layard in Venedig und der heil. Familie zu Neapel (Museum, Saal V, 3g), die mir nicht einmal durch Photographien bekannt geworden sind und von denen ich daher nicht sagen kann, wie sie sich zu den besprochenen Gruppen stellen, will ich zu guter Letzt auch die namhaft machen, die mit unserem Kreise gar nichts zu thun haben. Es sind das der künstlerisch bedeutende Engelsturz der Brüsseler Gallerie (3 A), der dort noch immer als Bosch auftritt, obwohl bereits alle Kenner darüber einig sind, dass er ein Werk des P. Brueghel des Aelteren ist, und auf dem sich, wie verlautet, nun endlich auch unter dem Rahmen die Signatur »Brueghel MDLXII« gefunden hat; die Copie des Kupferstiches der Ira aus den Sieben Todsünden desselben Meisters, die der Katalog zu Rouen als Hexe verzeichnet, die zum Sabbath kommt; die Versuchung des heil. Antonius zu Utrecht (Nr. 2 im Museum Kunstliefde); die Steinoperation der Amsterdamer Gallerie, die übrigens wie das vorausgehende Bildchen von einem herzlich unbedeutenden Maler herrührt; die der Schule des Gerard David nahestehende Anbetung der Könige in Turin (Museum Nr. 309); die grosse Versuchung des heil. Antonius in der Gallerie Colonna zu Rom und derselbe Vorwurf im Prado, Nr. 1176.

Ebenso muss ich die von C. Justi für Bosch in Anspruch genommene Geburt Christi (Köln, Museum Nr. 187) ablehnen, die, wie ihre Wiederholung zu Brüssel (Nr. 131), höchstens der Composition nach eine entfernte Aehnlichkeit mit ihm hat. Vielleicht kann ich ihren Urheber in nächster Zeit nennen. Nur eine verkürzte Copie nach dem rechten Flügel der »Weltlust« ist endlich die kleine als Visio Tondalij bezeichnete Tafel im Prado, Nr. 1181.

Damit wären die dem Bosch zugeschriebenen Werke in Gruppen geordnet, die, untereinander völlig gleichartig, sich gegenseitig ausschliessen und einander zeitlich ablösen. Wir haben zugleich bei dieser Scheidung Künstler gestreift, deren Lebenszeit bereits über das XVI. Jahrhundert hinausläuft. Bald begann man Höllen- oder in dieser Zeit vielmehr bereits Hexenscenen allenthalben zu malen. Es scheint mir daher nicht uninteressant, die Untersuchung auch auf die Frage auszudehnen, wieso es kam, dass gerade damals diese Gegenstände in der Kunst zu solcher Bedeutung und zu solchem Inhalte gelangten.

¹ Histoire de la peinture flamande IV, pag. 226.

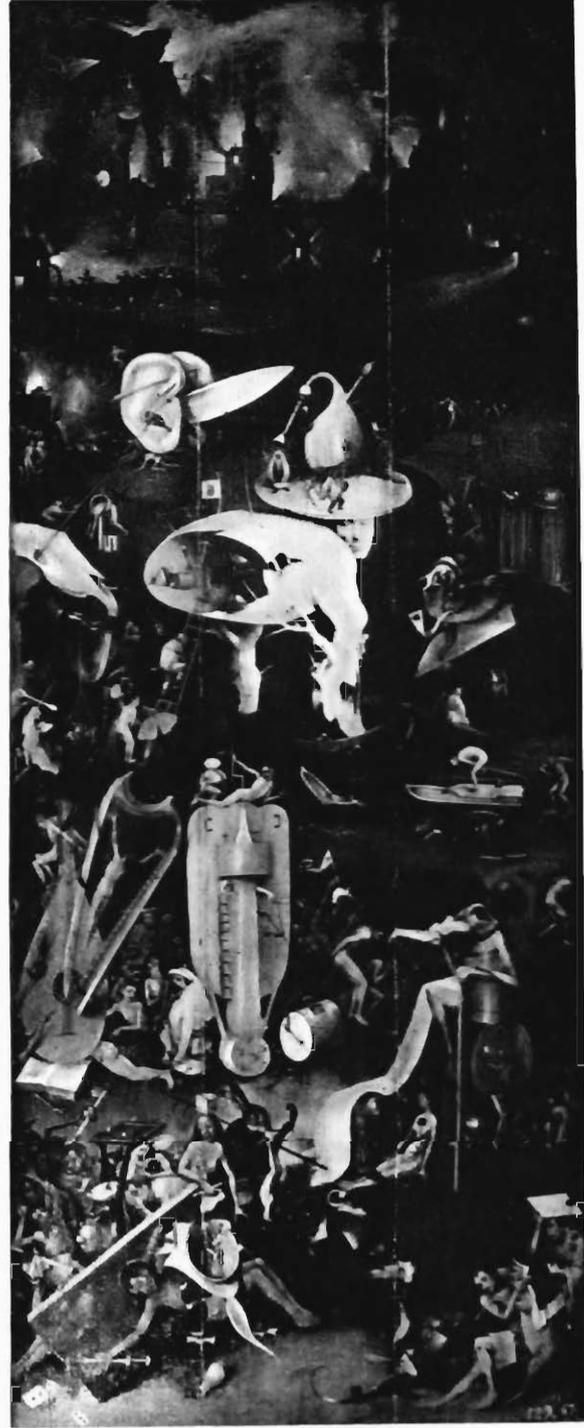


Heliogr. von M. Frankensteu, Wien.

DER GARTEN DER LÜSTE. (MITTELBILD)
ESCORIAL.



Heliogr. von M. Frankenstein, Wien.



DER GARTEN DER LÜSTE. (FLÜGELBILDER)
ESCORIAI.

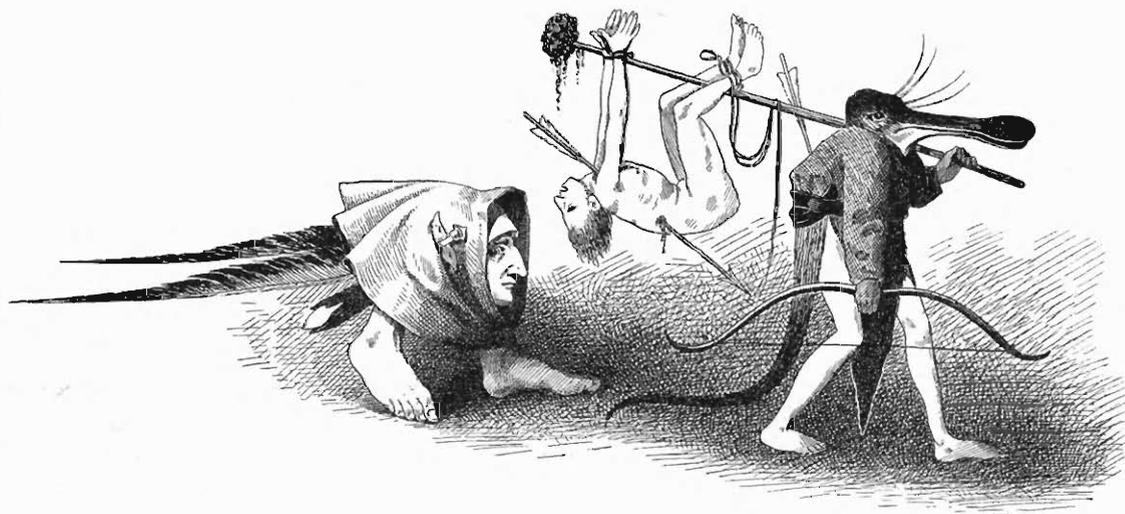


Fig. 11. Detail aus dem Jüngsten Gerichte der Wiener Akademie der bildenden Künste.

Wollen wir dabei das, was unsere höllenkundige Malerschaar geschaffen hat, nicht von vorneherein missverstehen, so dürfen wir es keineswegs, wie es bisher geschah, als freie Erfindungen wirrer Schwarmgeister oder aus der Ordnung gekommener Köpfe betrachten sondern müssen es einzig und allein als künstlerisch verdichteten Volksglauben erfassen, als einen Glauben, der im Grunde auch der christlichen Kirche ist, die ihn, wenn sie ihn auch nie für kanonisch erklärt, doch stets mit grosser Liebe und Sorgfalt als Zuchtruthe der Geister gepflegt hat. Jedes Reis in ihrem Bunde hat seine eigene Geschichte und, um dem Ganzen und dem Besonderen völlig gerecht zu werden, müssen wir diesen jetzt ruhig lösen, Stück für Stück auseinandernehmen und geduldig den Wurzeln des Baumes nachgehen, von denen sie einst geschnitten wurden. Wir kommen dabei weit zurück, auf altehrwürdigen Grund und Boden, mitten hinein in die Pflanzstätte des dogmatischen Christenthums, in das Alexandrien des II. und III. Jahrhunderts, wo man dem Reiche des Bösen in dieser wie in jener Welt ja seine vornehmste Aufmerksamkeit zugewendet hatte.

So rasch war, als sich die Speculation ihrer bemächtigt hatte, die reine Lehre des Heilandes missverstanden worden, der, da er noch auf Erden wandelte, den Mühseligen und Beladenen die frohe Botschaft der allerbarmenden Liebe zu bringen, für jeden Uebereifer nur ein mitleidiges Lächeln hatte, für die beleidigte Majestät seines Gesetzes aber keine unersättliche Rache kannte. Er hatte als ein milder König des Teufels als Schergen für seine widerspenstigen Unterthanen nicht bedurft. Ihm war der grimme Geselle eine blosser Personification gewesen für Alles, was seinem guten Willen widerstrebte und was von seinem Reiche ausgeschlossen bleiben musste, ein Begriff, den er dem Gedankenkreise seiner galiläischen Landsleute entnommen hatte, auf die im Verkehre mit ihren syrischen Nachbarn nebst anderem Aberglauben auch die heillose Furcht vor Bezauberung und die Angst vor Dämonen übergeströmt war.¹

Wenn wir uns seine Gleichnissreden wiederholen und dabei vielleicht die einzige Parabel von dem reichen Manne und dem armen Lazarus übergehen, die ohnehin fast wie ein jüdisches Volksmärchen aussieht, so finden wir nirgends eine bestimmte Schilderung des Jenseits. Sein Blick ist stets in erster Linie der Gemeinschaft der Lebenden zugewendet. Er hat sogar in seinen eschatologischen Reden das grosse Weltgericht, das die hasserfüllte Judenschaft über ihre Bedrücker herbeisehnte, in den Hintergrund gerückt und darauf nur in der Weise zurückgegriffen, als er der Mahnung Ausdruck

¹ A. Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte I, 10.

verleihen wollte, dass Niemand, der seinem Gotte nicht mit reinerem Herzen diene und sich mit seinen heiligsten Geboten nicht ehrlicher abfände, vor seinem gerechten Richterstuhle ein besseres Loos zu erwarten hätte als — was dem glaubenstolzen Israel wohl das Aergste war — die von ihm so verabscheuten Heiden und Abtrünnigen.

Daher hat er auch mit seiner Hölle keinen neuen Strafort geschaffen sondern die alte Gehenna, in welche die Propheten und die Synagoge ihre gerichteten Feinde zu verdammen pflegten, bloss gleichnissweise erweitert, indem er mit den Worten seines Vorläufers Johannes über die Kinder Abrahams nicht minder die Wurfschaufel geschwungen und die Axt an ihre Wurzeln gelegt sein lässt, um die für das ewige Feuer bestimmte Spreu vom Weizen zu sondern und den Baum umzuhauen, der keine guten Früchte trägt.

Und wie der Meister, so sind auch seine Sendboten über diese allgemeinen Ideen nicht hinausgekommen. Aus ihren, nach dem Muster des grossen Propheten, zumeist dem Feldbaue entnommenen Gleichnissen war für die spätere Kunst nichts zu gewinnen als eben jene Vorstellung von dem Feuer, das nicht erlischt, und von dem Wurm, der nicht stirbt (Jesaias 66, 24).

Der geschlossenen Masse der Juden, soweit ihr Glaube nicht von fremden Vorstellungen beeinflusst war, lag — was sie selbst betrifft — überhaupt von vornherein der Gedanke an eine Belohnung oder an eine Bestrafung nach dem Tode, in einer anderen Welt, ferne. Sie kannten zwar den Gegensatz zwischen Himmel und Hölle: den Himmel in der Höhe als den Ort, wo Jahve, umgeben von seinen Engeln, thront, und die Scheol als das grosse Familiengrab in der Tiefe der Erde, wohin alle Glieder des auserwählten Volkes versammelt werden. Aber von einer Vergeltung hier wie dort wussten sie nichts. Der Frevler, den seine Strafe im Leben nicht ereilte, hatte nichts mehr zu fürchten und, wie die Zehn Gebote dem ein langes Leben auf Erden verheissen, der Vater und Mutter ehrt, so ist auch den Psalmen, den Sprichwörtern und der Weisheit des Siraciden die auf Erden erfolgende Belohnung der Frommen und Bestrafung der Gottlosen die sicherste Wahrheit.¹

Erst als die Tage der Heimsuchung hereinbrachen, da entwickelte sich mit der messianischen Hoffnung eine neue Idee, die eben berührte, durch Christus erweiterte, von dem grossen Weltgerichte und von der Auferstehung der Todten. In der endlosen Zeit, wo die Ungeduldigen dem Tage entgegensahen, an dem der Herr sein Volk aus den Händen der Ungläubigen befreien würde, stillten sie ihre Rachsucht einstweilen mit Träumen und Berechnungen, wann einmal das Maass ihrer Prüfungen voll werden möchte und welche Strafen ihren Widersachern bestimmt wären. Mit Schaudern lesen wir daher bei Jesaias und den anderen Propheten von dem fürchterlichen Aufflammen des langverhaltenen, göttlichen Zornes, von dem Wirbelwinde, der die Heiden wie Staub dahinfegen, von der Verwüstung, welche die Trümmer ihrer Städte zum Schlupfwinkel wilder Thiere und zum Tanzplatz der Waldteufel machen wird, und vernehmen mit Neid, wie der Herr den Auserwählten auf dem Berge Zion ein Gelage von Fettspeisen und Hefeweinen bereiten und sie zur Befriedigung ihrer Schadenfreude sich weiden lassen wird an den Qualen der Verdammten zu ihren Füßen (Jesaias 25). Aber so mächtig auch der Sturmwind heult, die Flamme lodert und der Verwesungsgeruch gegen Himmel steigt, was von keinem zur bildenden Kunst veranlagten Volke erfunden war, konnte in der bildenden Kunst auch nicht seine Ausgestaltung finden.

Dazu bedurfte es eines ganz bedeutenden arischen Einschlages. Ob der nun schon damals geschah, wo das Volk noch weinend an dem Wasser zu Babel sass und im achtungsvollen Verkehre mit den Persern ein Stück von ihrem Glauben kennen lernte, wollen wir, da es nicht ausgemacht ist, ob alle in den Fragmenten der Parsenschriften erhaltenen Züge der mazdayaschnischen Religion angehören, Anderen zur Entscheidung überlassen, obwohl gerade Stellen wie die des Jesaias vom Gelage auf eine frühe Zeit der Beeinflussung deuten möchten. Auch Ahuramazda lässt nämlich den Gerechten, der zu ihm eingegangen ist, »von den Speisen bringen, dem vollen Fette; das ist Speise für einen Jüngling,

¹ Fr. Schwally, Das Leben nach dem Tode nach den Vorstellungen des alten Israel und des Judenthums, einschliesslich des Volksglaubens im Zeitalter Christi, Giessen 1892.

der Gutes denkt, spricht und thut, der dem Gesetz ergeben ist.«¹ Denn für den frommen Parsen ist es Grunddogma, dass das Gute belohnt und das Böse bestraft wird, dass der Gerechte in das Paradies komme, in die glanzvolle Wohnung Ahuramazdas. Ihm muss seiner Ueberzeugung gemäss eines Jeden Seele am vierten Morgen nach dem Verlassen des Körpers, nachdem sie, wenn sie gut war, zu Häupten ihres Leichnams durch drei Tage alle Freuden, wenn sie böse war, alle Leiden durchgemacht hat, die es hienieden gibt, an der Tschinvatbrücke über dem mächtigen Gebirge, das die Erde umschliesst und bis an den Himmel reicht, Rechenschaft über ihr Leben geben.

Diese Brücke, die hohe, furchtbare, die zum Paradiese führt, wird, wenn sie der Gerechte überschreitet, eine Parasange breit. Alle seine guten Werke kommen ihm daran entgegen, verwandelt in ein schönes Mädchen, und geleiten ihn durch die drei Paradiese zu Ahuramazda, der ihn begrüsst, ihm goldene und silberne Kleider, verziert mit kostbaren Edelsteinen, anlegen und gute Speise reichen lässt. Darauf sitzt er auf prächtigen Decken, auf goldenem Throne und erfreut sich des unausgesetzten Umganges mit den Yazatas und des Anblickes des unendlichen Lichtes.

Dem Ungerechten aber wird die Brücke zu eng. Er kann nicht hinüber. Seine Frevel erscheinen ihm als das hässlichste Weib, das er je gesehen hat, und bringen ihn zu Ahriman, der ihm die schlechteste Speise zu geben befiehlt, Schlangen, Scorpionen und fauliges Blut. Sein Aufenthaltsort wird ein enger Schlund, vollgepfropft mit Seelen. Eisige Kälte, glühende Hitze verzehren ihn und Ungeziefer, berghoch, nagt an ihm wie die Hunde an den Knochen. Alles ist erfüllt mit Gestank, Finsterniss und dem Geschrei der Dämonen, das die Erde erzittern macht. Dort harren der Sünder auch noch besondere Qualen. So läuft eine Kindesmörderin laut klagend umher und zerfleischt sich das Gesicht mit einem Messer, rasend gemacht durch das Wimmern ihres Kindes, wobei es beständig auf ihren Kopf hagelt und geschmolzenes Metall unter ihren Füßen strömt.

Die guten und die bösen Thaten, die vor den Menschen in seiner Sterbestunde treten, finden wir, um nur eine, für uns wichtige, Entlehnung herauszunehmen, im Talmud wieder, wo sogar drei Schaaren dienstthuender Engel dem Frommen, der das Zeitliche segnet, entgegengehen und ihn zur Ruhe führen, während den Frevler drei Schaaren verwundender Engel verfluchen. Hier haben wir vielleicht den Keim für den später in Kunst und Literatur so mächtig gewordenen Streit, den die Engel mit den Teufeln um die Seelen führen. Was in späteren Visionen aus der Tschinvatbrücke geworden ist, werden wir noch zur Genüge sehen.

Nicht Alle gehen jedoch sogleich in die Hölle oder ins Paradies ein. Deren Werke gleich wiegen, die kommen an einen Ort, der zwischen beiden liegt und wo sie, von der natürlichen Hitze und Kälte abgesehen, nichts weiter zu leiden haben, als dass sie eben für eine bestimmte Zeit die Seligkeit entbehren müssen.

Ausser diesem Gerichte unmittelbar nach dem Tode gibt es aber noch ein zweites am Ende der Tage, wann der Sosiosh kommen und eine neue Welt machen wird, die frische, nicht alternde, unsterbliche, unverwesliche, nicht faulende, immer lebende, immer glückliche, frei herrschende, wenn die Todten auferstehen und die Unsterblichkeit der Lebenden anbrechen wird, nach den Zeiten der Plage und des Elends, nach den Tagen der zwei Propheten, die ihm vorausgehen werden, nach der Vernichtung der Dämonen des Lugs und Trugs. Dann werden die Metalle der Berge und Höhen im Feuer schmelzen und auf der Erde einen Strom bilden, durch den alle Menschen gehen müssen, damit sie rein werden. Und wer rein ist, dem wird es scheinen, als ob er in lauer Milch wandle und, wer schlecht ist, dem wird es vorkommen, als ob er durch geschmolzene Metalle ginge. Dann werden alle Menschen unsterblich und glücklich sein und ihrem Munde wird ein Lobgebet entströmen. Die Gipfel der Erde aber werden niedersinken (wie bei Jesaias 40, 4), sie wird ganz eben sein, so dass kein Berg auf ihr ist. Sie wird dem Paradiese gleichen und mehr in die Höhe steigen, um in der Nähe des Himmels zu sein.

¹ A. Kohut, Was hat die talmudische Eschatologie aus dem Parsismus aufgenommen? Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft, Bd. XXI. — Ebenso siehe für das Folgende H. Hübschmann, Die parsische Lehre vom Jenseits und jüngsten Gericht, Jahrbücher für protestantische Theologie 1879, S. 203 ff.

Wie viel davon alte, echte Lehre ist und was sich das jüdische Volk daraus zur Zeit, wo seine Harfen noch in den Weiden am Euphrat hingen, zum Troste genommen hat, wenn es an Zion dachte, von dem der Herr gewichen war, müssen wir, wie gesagt, einstweilen dahingestellt sein lassen. Vielleicht aber dürfen wir diesen Anschauungen eine grössere Wirkung einräumen auf das so vielfach vom Oriente her beeinflusste Mysterienwesen der griechisch-römischen Welt und damit — durch die Gnostiker — auf unser Christenthum selbst.

Dieses erhielt ja erst seine organische Bildung, als es in die Centren der antiken Cultur Aufnahme gefunden und als es sich mit dem Hellenismus ausgeglichen hatte, wodurch es auch für weitere Kreise als die einer kleinen jüdischen Gemeinde lebensfähig wurde. Da, in Alexandrien, wo griechische und orientalische Weisheit gährend zusammenströmte und wo sich aus dem Schutte zahlloser Religionen und Mythologien, der hier über dem Boden der uralten, ägyptischen Religion lag, die verschiedensten Cultgemeinden entwickelt hatten, die sich gegenseitig beeinflussten, entstand darum gar bald die eigenartige frühchristliche Literatur, der unter Anderem die für uns so besonders lehrreiche, jüngst aufgefundene Petrusapokalypse angehört.¹ Mit ihr, die vor unseren Augen bereits eine Reihe der schauerlichsten Bilder von den Qualen der Verdammten entrollt, wie man sie so grässlich noch vor Kurzem nur der abergläubischen Einbildungskraft eines mittelalterlichen Klosterbruders zugetraut hätte, und die damit doch nur ein Spiegelbild griechischer Phantasie gibt, haben wir zu beginnen, wenn wir verfolgen wollen, wie sich im Laufe der Zeit der Volksglauben vom Jenseits entwickelt hat.

Das phantasiereiche Volk der Hellenen hatte hinter den grossen Göttergestalten seiner Dichter und Denker seit alten Zeiten her allerlei Kleinglauben genährt, der sich zäh von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte und schliesslich durch eine lange Reihe von Mysterien und geheimen Ueberlieferungen auf die Vorstellungen der weitesten Kreise einwirkte. So hatte es frühe schon neben dem stillen Schattenreiche des Homer ein Land des ewigen Lichtes gekannt, das den Heroen und seligen Gerechten nach ihrem Tode zum Aufenthalte bestimmt war. An den Enden der Erde, dort, wo die letzten Strahlen der Sonne verlöschen, wusste es einen in unvergänglicher Blüthe prangenden Garten, den die Götter ihren Lieblingen bereitet hatten.

Dort ist kein Schnee, kein Winterorkan, kein giessender Regen;
Ewig weh'n die Gesäusel des leiseathmenden Westes,
Welche der Ocean sendet, die Menschen sanft zu kühlen.²

Wie um die Gipfel des Olympos selbst waltet die wolkenloseste Heitere ruhig drüber her und deckt ihn mit schimmerndem Glanze.³ Dort fliessen die goldenen Lichtströme, der Eridanos und der Pyriphlegethon, eben derselbe, der später, als das ganze schöne Reich in die Unterwelt hinabgesunken war, zum furchtbaren Höllenfluss wurde und statt der im Scheine der Abendsonne schimmernden Wasser Feuerwellen führte und glühende Felsen in seinem Bette trieb.⁴ Dieses lichtvolle Bild ist es, das unausgelöscht bei den Hellenen aller Zeiten blieb und das in den alten Farben Zug für Zug hinter den Paradiesesträumen der christlichen Gemeinde hervorleuchtet.

Gerade so lange her hatte das Jenseits bei den Griechen aber auch seine Schattenseite. Für sie bestand neben den Inseln der Seligen, gleichfalls in der Tiefe der Erde, ein Reich der Abgeschiedenen, finster wie die Gruft, in die sie ihre Todten legten. Dort herrschte Thanatos im schwarzen Gewande und hausten fürchterliche Ungeheuer: Eurynomos, der Dämon der Verwesung, der grimmige Kerberos, die rächenden Erinyen, die bluttrinkenden Keren und eine ganze Reihe weiterer Unholde, lauter Personificationen des Todes und des Grabes.

¹ A. Dietrich, *Nekyia*, Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse, Leipzig 1893. Seinen überzeugenden Ausführungen habe ich mich im Folgenden angeschlossen und nenne ihn gleich hier dankbar als meinen Gewährsmann, nicht allein für das Wesentliche der Resultate sondern auch für so manches Detail, mit dem ich ohne ihn auf diesem mir fremden Gebiete nicht bekannt geworden wäre.

² *Odyssee* IV, 563 ff.

³ *Odyssee* VI, 44 ff.

⁴ Dietrich, *Nekyia*, S. 27.

In dieser Umgebung konnten die Schatten nicht lange den Frieden geniessen. Nur zu balde rissen sich die Gespenster los und die Erinyen, die dem Mörder im Leben keine Ruhe liessen, hefteten sich nun in gleicher Weise im Jenseits an seine Fersen und wurden so recht eigentlich die Vollstreckerinnen der göttlichen Strafe, in deren Diensten sich allmalig auch die übrigen Gestalten des Hades in rächende Höllengeister verwandelten.

Wir wissen, wie man, um ihnen zu entgehen und mit ein Liebling der Unsterblichen zu werden, durch Reinigung und Reinhaltung von Leib und Seele die Unterirdischen zu versöhnen suchte, wie man sich zu ihren Culten und Weißen drängte und welches Vertrauen man in das Dogma »der seligmachenden Kirche von Eleusis« setzte, die ihren Geweihten ewige Belohnung, den Ungeweihten aber ewige Pein verhiess und beiden ihr Schicksal im Bilde zeigte: den einen das himmlische Glück, ausgemalt in den Farben des alten Göttergartens, dem glänzenden Lichte, den lieblichen Auen, den Reigen-tänzen zu wunderbaren Gesängen; den andern unsägliche Mühen. Hier schliessen sich die Linien zu den ersten, festen Umrissen zusammen.

Und was das für unsägliche Mühen waren, können wir leicht erkennen, wenn wir auf Kunst und Dichtung jener Zeit genau Acht haben und insbesondere die Beschreibung näher ins Auge fassen, die uns Pausanias von dem Unterweltsbilde des Polygnot in der Lesche zu Delphi gibt. Dort finden wir neben vielen mythischen Personen und den drei bekannten homerischen Büssern, dem Tityos, Sisyphos und Tantalos, noch einen Mann dargestellt, der gegen seinen Vater gefrevelt hat und darum von diesem gewürgt wird, einen Tempelräuber, dem das strafende Weib, wie es scheint, Gift zu trinken gibt, sowie zwei Frauen, einen alten Mann, einen Knaben und noch zwei Weiber, die Wasser in ein Fass tragen müssen, weil sie ungeweiht waren und die eleusinischen Mysterien verachtet hatten. Hier haben wir also nicht mehr einzelne Frevler sondern allgemeine Sündertypen und bestimmte Strafen für sie: einen Ort der Vergeltung. Bauern waren es, die diesen Cult der chthonischen Gottheiten zuerst mit Eifer umfassten. Das erklärt uns Vieles von den derben, rohen Zügen und von dem Aberglauben, der ihm an-flog, was schliesslich alles Athen in festem Gefüge übernahm, als Eleusis mit ihm vereinigt ward und dadurch für ganz Hellas Bedeutung gewann.

Auch die mit dem grossen Dionysosculte nach Griechenland gekommene orphische Ordenslehre verkündete gleich den Mysterien von Eleusis, dass die Geweihten, die Reinen und Gerechten bekränzt beim Gelage im Hades sich freuen würden in ewiger Trunkenheit und dass die Ungeweihten, die Un-gerechten, die sich nicht haben reinigen lassen, ewig in Schmutz und Schlamm liegen müssten, dem selbst noch spät, in der christlichen Hölle beibehaltenen Hauptmittel der Qual.

Was ein mit Einbildungskraft begabtes, der Sünde und der dafür festgesetzten Vergeltung be-wusstes Volk in einer religiös erregten Zeit aus solchen Ansätzen zu machen verstand, als es, mit der Welterklärung der jonischen Naturphilosophen unzufrieden, schwer zu empfinden begann, dass so manche gegen das Interesse der herrschenden Moral unbeglichene Rechnung unbeglichen bleiben sollte, können wir uns leicht denken. Wir sehen es deutlich an der Schilderung des Hades, die Aristophanes in seinen Fröschen dem Herakles in den Mund legt. Der Sohn Alkmenens, der zuerst dahin sich wagte, den Kerberos zu holen, berichtet da dem um seinen Euripides Alles wagenden Dionysos vom Lande der Geweihten:

Dann wird von Flöten dich umweh'n ein linder Hauch,
Seh'n wirst du, wie hienieden, schönstes Sonnenlicht
Und Myrthenhäine, wallende selige Schwärme drin
Von Frauen und Männern, Händeklatschen, frohen Sang.

Am Orte der Ungeweihten aber weiss er einen grossen See, unendlich tief, der Schlangen viel und Ungethüme:

Dann tiefes Moor
Und Lachen flüssigen Menschenkoths, drin wälzend sich,
Wer seinem Gastfreund irgendwie ein Leid gethan,
— — — — —
Wer seine Mutter abgeprügelt, ins Angesicht
Den Vater geschlagen, falschen Eid geschworen hat.

Auch ist es gewiss nicht bloß des Dichters eigener Einfall, wenn er die Ungeheuer dort schon völlig als Rachegeister nimmt und Aeakus, »des Kerberos Hüter«, über den kühnen Wanderer, der sich vor Plutos Thor als Herakles, der Starke, meldet, wüthend ob des noch unvergessenen Hundediebstahls, herfallen und ihm fluchen läßt:

Dafür soll dich bewachen des Styx schwarzherz'ger Stein,
 Der blutbefleckte Klippenfels des Acheron
 Und des Kokytos Hunde, die wild schweifenden;
 Es soll der hundertköpfigen Echidna Grimm
 Dein Eingeweid' zerreißen; deine Lippen soll
 Tartesias Muräne fressen; deine Nieren
 Mit dem bluttriefenden Gedärme werden dir
 Zerfleischen die Gorgonen von Tithrasia.
 Zu ihnen richt' ich jetzo meiner Schritte Lauf.

Das sind bereits ganz andere Bilder als die eintönigen vom jüdischen Würgethal mit seinen faulenden Leichenhaufen und rauchenden Feuerbränden. Hier konnten die Künstler einsetzen und sie zögerten damit auch nicht lange, wie zum Theil die bekannten Vasen aus Unteritalien beweisen.

Eine solche Lehre vom Jenseits bedurfte aber, sollte sie nicht ungerecht gegen die kleinen Sünder sein, gleich von vornherein einer versöhnenden Vermittlung. Dem »heilbaren« Sünder musste selbst nach dem Tode noch eine Frist zur Umkehr gewährt werden, die ihm gestattete, sich in einem Fegefeuer von den ihm anhängenden geringen Schlacken zu reinigen. Diesen Ausgleich hatten die Pythagoräer in ihrem Dogma von der Abstammung der Seele aus einer höheren Welt gefunden, ihrer Einkerkung in den Leib ob alter Schuld und ihrer Wanderung durch neue Körper.

Damit war es natürlich auch mit dem einfachen Hades des Homer für immer zu Ende. Man musste das alte Schattenreich für seine veränderten Zwecke neu einrichten und man that dies, im Bunde mit den orphischen Ordensbrüdern, indem man es vor Allem landschaftlich ausgestaltete. Schauerliche Flüsse begannen sein Gebiet zu umströmen und an seiner Pforte erhielt Cerberus als Wächter seinen Platz, dahinter sich der acherusische See ausbreitete, der die Ankommenden zuerst empfängt und über den Niemand hinüber kann, nicht einmal die todten Vögel im Fluge. Dort wartet Charon mit seiner Fähre und setzt die Seelen zu einem weiten Anger über, der voll des Asphodelos blüht, auf dem die Quelle der Lethe sprudelt und auf dem irgendwo, ihr gegenüber, der Brunnen des Lebens rauscht, nach dessen kaltem Wasser Alle lechzen. Dort thronen die Todtenrichter, ihr Urtheil zu sprechen, und hinter ihren Stühlen laufen die zwei Wege auseinander, von denen der eine nach rechts aufwärts die Gerechten an den für sie bestimmten Ort der Freude leitet, der andere nach links abwärts die Verworfenen zur ewigen Pein in den Tartarus führt. Einen dritten Weg haben jene noch nicht völlig gerechtfertigten Sünder zu gehen, damit sie auf langer, harter Wanderung ihren Lohn empfangen für alles Gute und für alles Böse, das sie gethan. Immer wieder müssen sie auf jene Wiese zurückkehren, stets sich ein neues Lebensloos wählen und aus der Lethe trinken, bis sie Alles gebüßt haben, was ihnen von ihrem Erdenleben noch anhing. Es war ein vielgelesenes und heiliges Buch, das Buch vom Abstieg des Orpheus in die Unterwelt, in dem wir uns diese Lehren niedergelegt zu denken haben und das so manchen Dichter und Weisen bis ins christliche Zeitalter hinein belehrt hat. Wenn wir es hätten, würde uns Vieles in unserem Glauben und in unserer Kunst verständlicher werden.

Schon Platon, den heiligen Platon, wie ihn Lucian mit Beziehung auf seine fromme Weltbetrachtung im Lügenfreunde nennt, haben diese Lehren so mächtig ergriffen, dass er sich aus ihnen die Grundmauern für das stolze Gebäude seiner Seelentheorie errichtete, das, obgleich viele seiner krausen Giebel und Zinnen eingestürzt und abgebrochen sind, bis heute noch unerschüttert aufrecht steht, als Herrschersitz seiner Erfindung vom Guten an sich. Ihm, dem grossen Dogmatiker, erschienen gleich in seinem Gorgias die Strafen des Jenseits als Aneiferungsmittel zur Tugend und er betrachtete die im Tartarus aufgehängten Frevler geradezu als Beispiele zur Warnung für alle Sünder, deren Vergehen grundsätzlich, wie er meinte, nur durch Schmerz und Pein gesühnt werden können; denn eine andere Art, von der Ungerechtigkeit befreit zu werden, gäbe es nicht. Also körperlicher Schmerz als Strafe

für die Verirrungen der Seele, das ist schon ganz das, was später so gefiel und was mit der Lehre von der Belohnung der Tugend die beiden Angelpunkte der Sklavenmoral bildet, die sich in den Schriften des Eupatriden so sonderbar ausnimmt.

Platons Gorgias bringt aber neben diesen allgemeinen Sätzen noch eine ganze Reihe von interessanten Einzelheiten, die gleichfalls in die Hades schilderungen der kommenden Zeiten mit verflochten wurden, so die These (cap. 80), dass Leib und Seele auch nach ihrer Trennung jedes seine Beschaffenheit und seine Individualität behalte, einen Gedanken, den später der heil. Irenäus¹ in die Worte kleidete: »Alle bewahren die Eigenschaften des Körpers, den sie einmal erlangt haben, und besitzen die Gestalt eines Menschen, damit man sie erkenne«, aus welchem Grunde sie die antike Kunst als kleine Menschlein darstellte, weil, wie Cicero in seinen Tusculanen (I, cap. 16) sagt, das Volk sich die reinen Geister nicht vorstellen könne und immer nach einer Form verlange. Aus dem Bewahren ihrer Merkmale kommt es daher auch, dass Rhadamanthys, wenn er die Seele prüfend beschaut, oft nichts Gesundes an ihr zu entdecken vermag sondern sie, in genauer Befolgung der platonischen Ueberzeugung, dass das Gute zugleich das Schöne sei, durchgepeitscht findet und voller Schwielen von Meineid und Ungerechtigkeit. Denn eines jeden Handlungsweise prägt sich in seiner Seele aus. Lügen und Hochmuth verrenken sie und lassen nichts Gerades an ihr, Gewaltthätigkeit und Uebermuth, Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit im Handeln schaffen sie voll Missverhältniss und Widerlichkeit. In der christlichen Hölle ist es nicht anders. Die Typen der sieben Todsünden sind an ihrer abstossenden Aussenseite sofort zu erkennen und der Teufel trägt alles Abscheuliche insgesamt an sich vereinigt.

Auch die andere Legende war für die späteren Vorstellungen bestimmend, die, welche von der Einsetzung des Minos, Rhadamanthys und Aeakus als Richter und von des Zeus Verordnung erzählt (cap. 79), dass alle Todten nackt vor ihr Gericht zu kommen haben, entkleidet aller bestechenden Aeusserlichkeiten, wodurch das Urtheil beeinflusst werden könnte. Nackt erscheinen auch in der christlichen Kunst die Seelen am jüngsten Tage und nehmen ihre Hüllen erst wieder an, wenn sie dem Thore des Himmels oder dem Rachen der Hölle zuwandern; denn in diesem Augenblicke sind der Kunst die Unterscheidungszeichen unentbehrlich, um die verschiedenen Stände anzudeuten, durch die ja, auch in den Fällen, wo keine politischen Motive mitspielten, die ausgleichende Gerechtigkeit des höchsten Richters vor Allem betont sein sollte.

Der schöne Preis und die grosse Hoffnung sind es nicht minder, die Platon im Phädon als Grund dafür angibt, warum man Alles thun müsse, um der Tugend und der Vernunft theilhaftig zu werden. Dabei erfahren wir sogar wieder etwas über die Landschaft des Hades an der Stelle, wo Sokrates davon spricht, dass die eigentliche und schönere Oberfläche der Erde sich über der Atmosphäre befinde, über der Luft, durch die wir zu ihr hinauftauchen müssten wie die Fische vom Grunde zum Spiegel des Meeres. Dort lässt Platon nämlich seinen Lehrer eine ganze Topographie der Unterwelt vortragen, von den wüsten und furchtbaren Höhlen im Innern der Erde, durch die unübersehbare Ströme von warmen und kalten Wassern laufen; von den grossen Feuerflüssen, vor denen, wie in Sicilien vor der Lava, andere von theils reinem, theils schmutzigerem, feuchtem Schlamm ziehen; von der Art, wie diese Ströme alle Räume erfüllen, hinauf zur Oberfläche der Erde und wieder hinabwogen und schliesslich in der grössten Spalte, die quer durch sie gebohrt ist, im Tartarus, verschwinden, um daraus zu neuem Umlaufe hervorzubrechen.

Unter diesen zahlreichen und grossen Strömen gäbe es vorzüglich vier, von denen der mächtigste der Okeanos ist. In umgekehrter Richtung gegen die seine fliesse durch öde Gründe der Acheron und bilde einen See, wohin die meisten Seelen kämen, um darin eine gewisse, bestimmte Zeit zur Busse zu bleiben, einige länger, andere kürzer, bis sie wieder ausgesendet würden zu neuen Geburten. Zwischen beiden, durch eine im gewaltigen Feuer brennende Gegend walle der Pyriphlegethon, breite sich zu einem See aus, grösser als unser Meer, siedend von Wasser und Schlamm, und sende aus den feuer-speienden Bergen, wo es nur welche gibt, kleine Theilchen empor, während der dunkelblaue, eiskalte

¹ adv. Haeres., lib. II, cap. 29 und 34.

Kokytos auch durch eine schreckliche und wilde Landschaft mit seinen Wellen ihm entgegenstrebe. An diesen schauerlich grossartigen Ort bringe Jeden der Dämon, der ihm fürs Leben beigegeben war, zum Gerichte, fast so, wie die Engel in der Bibel den armen Lazarus in Abrahams Schooss tragen, nach welchem Muster wieder die Märtyrer und Heiligen der Legenden in den Himmel gelangen. Die Seelen derer, die ihr Leben in Ordnung vollbracht haben, folgen ihm willig; die aber begierig am Körper haften, widerstreben und lassen sich nur mit Gewalt dahinschaffen.

Hier ist es nöthig, dass wir einen Augenblick Halt machen, um einen neuen Faden in unsere Kette zu knüpfen. Jeden bringt sein Dämon — sein nach alter Vorstellung ihm fürs Leben mitgegebener Schutzgeist — selbst mit Gewalt vor das Gericht, vor dem der Mensch sein Erdenwallen beschliesst und ein neues Sein beginnt. Sein Dämon ist also nicht mehr blos sein Beschützer, er steht bereits im Dienste einer höheren Macht und nach Euklides, einem anderen Schüler des Sokrates, sind dem Menschen sogar zwei Gefährten, ein guter und ein böser, zugewiesen. Ihr Streit um die Seele könnte also auch hierin begründet sein.

Nachdem die Richter aus der Schaar der Seelen die, welche ihr Leben schön und heilig verbrachten, ausgewählt und die anderen, die wegen der Grösse ihrer Sünden unheilbar sind, für ewig in den Tartarus verstossen haben, schicken sie die übrigen, deren Wandel ein mittelmässiger war, zum Acheron, wo sie bereitstehende Schiffe besteigen und zu seinem See fahren, in dem sie sich von ihren Vergehen zu reinigen haben. Wer sühnbare aber doch grosse Schuld auf sich geladen hat, weil er gegen Vater und Mutter im Zorne Gewaltthaten verübte oder auf diese oder jene Weise zum Mörder wurde, muss nämlich gerade so wie die ganz Verworfenen in den Tartarus hinunter. Aber sobald er ein Jahr darinnen zugebracht hat, wirft ihn die Welle wieder aus, den Mörder in den Kokytos, den Frevler gegen die Eltern in den Pyriphlegethon. Wenn sie nun darauf fortgetrieben an den acherusischen Weiher kommen, schreien sie, rufen die von ihnen Getödteten oder Gekränkten an und beschwören sie, sie möchten sie heraussteigen lassen und sie gütig aufnehmen. Wird ihnen dies gewährt, sind ihre Leiden zu Ende; wenn nicht, so müssen sie abermals in den Tartarus hinunter und das so oft, bis ihnen ihre Gläubiger verziehen haben.

Die aber, die heilig gelebt haben, kommen hinauf in die reinen Wohnungen auf der Oberfläche über der Erde. Und wer nun gar durch Liebe zur Weisheit sich gehörig geläutert hat, der ist für immer von jeder neuen Wahl und von jeder neuen Wanderung durch dies irdische Jammerthal befreit und wird zu noch herrlicheren Wohnungen erhoben, deren Beschreibung Sokrates zu schwer und zu zeitraubend findet.

Da sehen wir bereits den schönen im Abendsonnenscheine funkelnden Strom des Göttergartens herabgesunken zum Feuerbade für unreine Geister, ihn und seinen von Wasser und Schlamm siedenden See, in den die Seelen unzählige Male hineingestürzt und herumgetrieben werden, bis der kleinste Makel an ihnen getilgt ist. Auch die Kothlache der Orphiker war also in Gährung gerathen.

Was Platon im Gorgias und Phädon flüchtig entworfen hatte, führte er am Schlusse seiner Republik ausführlich durch, in der Vision des auf dem Schlachtfelde gebliebenen Pamphiliers Er, der in den zwölf Tagen, von dem Augenblicke an, da er durch Feindeshand gefallen war, bis zu dem Zeitpunkte, wo er, als man ihn auf den Scheiterhaufen legen wollte, erwachte, geschaut hatte, was der Menschen harrt im Reiche der schrecklichen Persephoneia. Hier finden wir zum ersten Male auch die für alle späteren Hadesfahrten stereotype Einkleidung, dass die Seele auf eine Zeit dem Leibe entrückt, verzückt wird und dass sie die Leiden, die sie zu Gesichte bekommt, alle selbst mit erdulden muss, wie später Ritter Owein und Tondalus.

Der genannte Krieger berichtet: »Nachdem seine Seele ausgefahren war, sei sie mit vielen anderen an einen wunderbaren Ort gekommen, wo in die Erde hinein und am Himmel gegenüber je zwei aneinander grenzende Spalten gewesen wären. Zwischen diesen hätten die Richter gesessen und Jedem ein Zeichen, weswegen er gerichtet worden sei, vorne angehängt, worauf die Gerechten nach rechts aufwärts in den Himmel, die Ungerechten aber nach links abwärts, beiderseits durch den zu ihrem Eingang bestimmten Spalt wären gewiesen worden. Aus den anderen Spalten aber seien Seelen wieder

zurückgekommen, die aus dem Himmel heiter und rein, die aus der Erde voll Schmutz und Staub und müde wie von langer Wanderung. Sie hätten sich auf der Matte niedergelassen, die Bekannten begrüßt und sich erzählt, diese von ihren überstandenen Leiden, jene von der unbegreiflichen Schönheit des im Himmel Geschauten. Die Wanderung aber hätte 1000 Jahre gedauert und für jedes Unrecht wäre von ihnen zehnfache Busse verlangt worden.

Dann sah er, wie Selbstmörder und Vaterlandsverräther schwere Strafen erlitten und wie man besonders schlimm mit den Frevlern gegen die Götter und Eltern verfuhr. So zeigte man ihm »unter manchen grauenhaften Gesichtern« den Aridaios, einen Tyrannen, der damals schon vor 1000 Jahren in einer pamphyllischen Stadt seinen alten Vater und seinen Bruder getödtet und sonst viele Frevler begangen hatte, wie er mit Anderen, von denen die meisten ebenfalls Tyrannen waren, aus der Mündung des Tartarus heraussteigen wollte. Aber der habe ihn nicht losgelassen sondern, da ihn keiner der Verworfenen mehr verlassen darf, ein grosses Gebrüll erhoben, wie er es immer that, so oft einer von ihnen oder von denen, die noch nicht hinreichend Sühne geleistet hatten, das Gleiche versuchen wollte. Und sofort waren grosse, wilde Männer bei der Hand, ganz feurig anzusehen, die den Ruf verstanden und Einige besonders wegführten. Dem Aridaios aber banden sie Hände, Füsse und Kopf zusammen, warfen ihn nieder, schlugen ihn und schleiften ihn seitwärts vom Wege ab, wo sie ihn mit Dornen schabten und den Vorübergehenden jedesmal andeuteten, weshalb sie das thäten, und dass man ihn wieder in den Tartarus versenken werde. Und so hätte denn, sagt er, nachdem ihm und Anderen so viel Furchtbares begegnete, jeder das am meisten gefürchtet, dass der Schlund, wenn er aus ihm heraus wollte, brüllen möchte. Wenn er aber geschwiegen hätte, so wären sie in grösster Freude daraus hervorgekommen. Die ihn verlassen hatten, durften sieben Tage auf der Wiese verweilen. Dann aber, am achten, mussten sie sich aufmachen und gehen, bis sie zur Spindel der Ananke kamen, um die sich der Himmel und die Planeten harmonisch tönend drehen und wo, dazu singend, die Parzen sitzen. Dort breitete ihnen Lachesis neue Lebenslose aus, alle mussten wählen, jeder erhielt seinen neuen Dämon, trank aus der Lethe und wurde unter Donner und Erdbeben um Mitternacht zur neuen Geburt fortgerissen.«

Was hat man aus dieser Vision im Laufe der Zeiten nicht Alles herausgedacht und herausgelesen, über die Todten, die zitternd ihr Gericht erwarten, über den Abgrund, der nach der Lehre der Pythagoräer mit seinem Brüllen die Sünder schreckt und sie nicht loslässt, über die Harmonie der Sphären, welche die Parzen mit ihrem Gesange von Gegenwart und Zukunft begleiten, über die unter Blitz und Donner erfolgende Neugeburt, zu der die Seelen, »hüpfend, wie Sterne«, hierhin und dorthin getrieben werden und womit auch unser Krieger erwacht. Welch' langer Weg liegt da noch bis zu Bosch und seinem Kreise vor uns und dennoch Welch' weiten Weg haben wir schon hinter uns, wenn wir die feurigen Männer betrachten, welche die Sünder quälen. Eine ansehnliche Reihe der Entwicklung hat sich bereits vollzogen von den Geistern der Beleidigten an, die sich selbst ihre Rache holen, den Eriinyen, die bestellt sind, die ungewöhnlich schweren Verbrechen zu sühnen, bis zu diesen dämonischen Folterknechten der Hölle, die sich nachher zu fast unübersehbarer Menge vermehrten.

Wenn wir den Mythos auf seine künstlerischen Motive hin betrachten, so haben wir ausser den feurigen Männern noch eines, das möglicherweise auf den oft wunderbar verschlungenen Wegen der Sagenvererbung bis ins Mittelalter und die Neuzeit hinein gewirkt hat, den Tartarus, der die Verworfenen nicht loslässt und der brüllt, so oft ihn einer von ihnen verlassen will. Vom Schlunde, der seine Stimme erschallen lässt, bis zu dem als greulichen Menschen- oder Thierkopf gebildeten Höllendrachen der Mysterienbühne und den Darstellungen des jüngsten Gerichtes war nur ein einziger Schritt zu thun und der lag nahe genug. Möglich, dass ihn die alte Maske des bärtigen Okeanos und der Abyssus mit der Umdeutung der Meerestiefe auf den Grund der Hölle, wie J. v. Schlosser will,¹ noch erleichtert hat.

¹ Antike Elemente in der christlichen Kunst des Alterthums, Beilage zur »Allgemeinen Zeitung«, München 1894, 27. October, S. 5.

Das Interesse an dem alten orphischen Hadesbuche erkalte nie, wenn man es auch zeitweilig über Wichtigem aus den Händen legte. Sein Grundtext findet sich bald hier, bald dort angezogen. Doch dürfen wir um der Philosophen und Moralthologen wegen eines bei Weitem wichtigeren Gliedes in unserer Kette nicht vergessen, des göttlichen Sängers Vergil, der die alte Lehre in reine, künstlerische Formen zu giessen wusste und dessen immer lebendige Dichtung eine unerschöpfliche Quelle für alles verborgene Wissen wurde. Das Mittelalter, das in ihm den Seher und wunderthätigen Magier, wie die spätere Zeit in Platon einen zweiten, attisch redenden Moses, verehrte, sah sein Werk, das gleich dem Monde neben der Sonne des Evangeliums leuchtete, geradezu als Zauberbuch an, das man aufschlug, um die Zukunft zu erkunden und zu erforschen, was im geheimnissvollen Dunkel verborgen liegt.

Aus seiner Unterweltsschilderung, der Nachahmung einer »verhältnissmässig jungen« orphischen Hadesfahrt,¹ wollen wir wieder nur die Hauptlichter herausnehmen, an denen die späteren christlichen Höllendichter ihre kümmerlich brennenden Lämpchen zu entzünden pflegten.

Was uns Vergil im 6. Buche seiner Aeneis Neues bringt, ist vor Allem eine veränderte Stimmung. An Stelle des Grausens setzt sich das Unheimliche und an Stelle des Schrecklichen das Spukhaft-Gespensische:

Wie bei zweifelndem Lichte des Mondes in kärglichem Schimmer
Geht durch die Waldung der Weg; wenn trüb umschattet den Himmel
Jupiter und rings Alles entfarbt in Dämmerung schwebet.

Neben den bekannten reissenden Ungethümen, den Harpyen und Gorgonen, dem Gräuel von Lerna, der Chimaira, den Centauren und zweigestalteten Scyllen, dem Briareus, hundertfältig an Wuchs, und dem dreileibigen Geryon begegnen den Kommenden im vorderen Schlunde des Orkus die noch schrecklicheren, langsam quälenden Leiden, der Gram, die Krankheit und das traurige Alter, Angst, schmachliche Noth und übelrathender Hunger, der Tod, die ringende Drangsal und der Bruder des Todes, der Schlaf, des freveln Herzens Schwärmungen, der Krieg und die rasende Zwietracht. Eine dumpfschattige Ulme breitet ihre uralten Aeste aus,

»wo, sagt man, rings ein Gegaukel
Nichtiger Träume verkehrt, und jeglichem Blatte sich anschmiegt.«

Der Menschheit ganzer Jammer lagert da unten, wie ihn Niemand mehr schaute, so viel ihrer auch wiederkamen von der »Pforte des dunklen Pluto«.

Dort am Eingang irren die Seelen der Unbegrabenen umher, können zum Leben nicht mehr zurück und können nicht eingehen zur Ruhe, hundert Jahre; denn früher fährt sie Charon nicht mit der anderen Schaar zum Strom des tartarischen Acheron, wo »stürmisch von Morast und unermesslichem Strudel gähret der Schwall und stürzt den rollenden Schlamm zum Cocytus«.

Als Aeneas und seine Führerin diese Schwelle überschritten haben, betreten sie, von Cerberus wüthend angebellt, die Vorhölle und gelangen zur bekannten Wiese, die sich zwischen dem Acheron und der eigentlichen Unterwelt ausbreitet. Dort sitzen am Eingang, weinend, die Kinder,

»Welche, da kaum sie erblühten mit Lust, von den Busen der Mütter
Raubte der dunkele Tag, und unreif senkt' in die Grube.«

An ihrer Seite weilen die Seelen derer, die unschuldig verurtheilt ihr Leben verloren; die den Tod mit eigener Hand sich gaben; und mit ihnen trauern, auf den Feldern des Grams, Alle, denen der Liebeskummer das Herz gebrochen hat, sowie die glänzende Versammlung der trojanischen Helden. Dann erst trennen sich die Wege. Dieser geht

»Rechtshin, welcher zu Dis, des gewaltigen, Mauren hinanstrebt;
Hierauf gehen wir fort in Elysium: jener zur Linken
Quält die Verbrecher mit Straf', in den freveln Tartarus führend.«

¹ E. Norden, Vergilstudien, im Hermes XXVIII (1893), durch die er sich um die Erklärung unserer Stelle besonders verdient gemacht hat.

Wie, den letzten betretend, Aeneas zurückschaut, sieht er links an dem Felsen eine weite Stadt mit dreifacher Mauer,

»Wo sich der Phlegethon rings mit dem Sturz aufstrudelnder Flammen
Windet, des Tartarus Strom, und tosende Steine daherrollt.
Vorn die gewaltige Pfort', und Gesäul aus gediegenem Demant:
Dass nicht Männergewalt, nicht selbst der Unsterblichen Angriff
Durchzubrechen vermag. Hoch ragt ein eiserner Thurm auf.
Aber Tisiphone sitzt, den blutigen Mantel geschürzet,
Nacht und Tag schlaflos, und bewahrt die Schwelle des Eingangs.
Dorthier scholl Wehklag' und Geseufz, und wüthende Geisseln
Schwirren empor; auch Eisengeklirr und gezogene Ketten.
Stehen bleibt Aeneas, und horcht mit Entsetzen dem Aufruhr.«

Ihm bedeutet die Sibylle:

»Nicht ist Reinen erlaubt, der Freveler Ort zu betreten;
Doch als Hecate mir die Haine befahl des Avernus,
That sie der Ewigen Strafe mir kund und führte mich ringsum.
Hier übt harte Befehle der Gnosierheld Rhadamanthus,
Züchtigt streng' und verhört den Betrug, und zwingt zum Bekenntniss.
Wenn in der oberen Welt, der leeren Verheimlichung fröhlich,
Einer zum Tode die Buss' aufschob, dess was er gesündigt.
Stracks die Schuldigen dann, mit rächender Geissel gerüstet,
Schlägt Tisiphone höhrend, und streckt in der Linken gewundne
Schlangen daher, und ruft den grausamen Zug der Geschwister.
Jetzt auf rasselnder Angel erklärirt und breitet die hehre
Doppelpforte sich auf. Du siehst, wie drohend am Eingang
Sitzet die Hut, und welche Gestalt die Schwelle bewahret.
O die entsetzliche Hyder mit funfzig dunkelen Schlünden
Hat noch drohender innen den Sitz. Und der Tartarus selber
Streckt zwei Mal so tief sich hinab in die Schatten des Abgrunds,
Als durch den Himmel der Blick zu ätherischen Höhn des Olympus.«

Dort ist der Erd uraltes Geschlecht, die Titanen, die Aloidn, Salmoneus, Tityos auch, Pirithous und der Ixion, wer den Bruder hasste, den Vater verstieß, den Gastfreund betrog, die Ehe und Treue brach, das Vaterland verrieth oder geizig war:

»All erwarten sie Straf' im Verschloss. Nicht heische Belehrung,
Welche Straf' und in welcher Gestalt sie belaste das Unheil.
Grosses Gestein wälzt dieser; und der an den Speichen der Räder
Schwebt auseinandergereckt; . .
Nein, wenn auch hundert Zungen ich hätt', und hundert der Kehlen,
Eisernen Laut, nie könnt' ich sie all' umfassen die Frevel,
Nie sie alle durchgehn, die Benennungen rächender Strafen.«

So kommen sie zur Burg der Unterirdischen und zu den seligen Hainen, den Wohnungen friedsamem Heiles.

»Dort mit reinerer Hell' umschwebt die Gefilde der Aether
Klar, und eigene Sonn' erkennen sie, eigene Sterne.
Theils nun übt man die Glieder im grasigen Plane des Lustkampfs,
Mit wetteiferndem Spiel, und ringt in gelblichem Sande.
Theils stampft man mit den Füßen den Tanz, und singet das Chorlied.«

Aber wenige nur gehen dort ein; denn noch gar mancher Makel ist im Fegefeuer zu büßen.

»Drum wird marternde Strafe geübt und das alte Verderbniss
Abgebüset durch Pein. Denn Andere schweben gebreitet
Gegen der Wind' Anhauch; und Anderen spület der Strudel
Haftende Sünden hinweg; noch Anderen brennt sie die Flamm' aus.«

Was brauchte der mittelalterliche Schilderer der Hölle mehr, um sein Bild recht schauerlich auszumalen? Für ihn handelte es sich nur darum, die auftretenden Personen im Sinne der Kirche richtig zu

vertauschen. Im Limbus — ich will dabei von jedem Dogma absehen und bloß den über seinem Vergil brütenden Klosterbruder im Sinne haben — hatte er nur anstatt der allzu früh Gestorbenen die Untertaufen zu zählen; die Helden der Vorzeit ersetzten ihm die frommen Heiden und Alle, zu denen das Heil nicht gelangt war; in den Tartarus kamen die in Todsünden Gestorbenen und, wer sonst noch etwas abzubüssen hatte, für den hing es nur von der Gnade des Dichters ab, welche Qualen er ihn seinem heidnischen Vorgänger im Fegefeuer abnehmen liess. Für den Künstler aber bekam die düstere Feuerlandschaft Leben durch die Flammenburg des Dis mit ihrer demantenen Säulenpforte und dem eisernen Thurme als Gefängniß der Verworfenen.

Keiner der römischen Dichter, so viel ihrer auch die Saiten zu gleichem Sange stimmten, hat Vergil mehr erreicht, kein Ovid, kein Tibull, kein Lucan, kein Valerius Flaccus, kein Statius und wie sie sämmtlich heißen mögen, auch nicht der Fälscher, der seine Jugendwerke um die Mücke vermehrte. Nur der einzige Claudian enthält im zweiten seiner Bücher gegen Rufin den pythagoräischen Gedanken der Verkerkerung sündiger Seelen in Thierleiber entwickelter. Nach ihm werden Blutgierige

Bären, Raubstüchtige Wölfen und Hinterlistige Füchsen
 485. Einverleibt, und wer stets von Wein und Trägheit beschwert war,
 Sich der Unzucht ergab und erschlaffender Ueppigkeit fröhnte,
 Wird in den strotzenden Wanst unreinlicher Schweine verstossen.
 Wer mehr sprach, als man soll, und Geheimnisse kundzuthun pflegte,
 Wird in die Wogen gestürzt, um, lebend unter den Fischen,
 Seiner Geschwätzigkeit Hang durch ewiges Schweigen zu büßen.

Ihn ausgenommen haben alle zum Bilde der Unterwelt nichts Neues dazu erfunden, auch Cicero nicht, der in seinem Traum des Scipio bloß Platon paraphrasirt. Ihre Erzählungen langweilten schon Juvenal (Satirae I, 9 ff.), der findet, dass Keinem das eigene Haus so bekannt ist wie ihm die alte Leier von dem, »was die Winde treiben und was für Schatten der Aeacus foltert«.

Vielleicht aber war das Volk in seiner Urwüchsigkeit da fruchtbarer und seine Prediger haben möglicherweise, wie später ihre mittelalterlichen Amtsbrüder in Kapuze und Dominikanerhabit, lauter verkündigt, was die Dichter verschwiegen. Wenigstens scheint A. Dieterich¹ den Vers des Lucrez, der die Qualen, die man dort unten fürchtete, in die sechs Worte: verbera, carnifices, robur, pix, lamina, taedae zusammenfasst, mit Recht auf solche Bussprediger zu beziehen, die in Rom die Leute mit Hölle und Teufel schreckten und in ihren Unterweltsschilderungen für jede der sechs Strafarten schauerliche Beispiele gewiss die Menge erbrachten.

Was dem Menschen an körperlicher Pein noch ausserdem widerfahren konnte, wusste die antike Welt nur zu gut. Der Tyrann, der launische Herr, selbst das Gericht hatte gegen seine Unterthanen, seine halsstörigen Slaven und schuldigen Verbrecher die raffiniertesten Foltern bereits erdacht und in Anwendung gebracht. Die Hölle brauchte nichts dazu zu thun, um sie abschreckend genug zu machen. Mehr als hängen, spiessen, pfählen, geisseln, schinden, blenden, rädern, quetschen, über Nägel und Dornen schleifen, sengen und brennen, dem Wind und Wetter, Hunger und Durst aussetzen konnten die höllischen Dämonen ihre Opfer auch nicht, so lange diese mit ihrem Fleische und Blute büßen sollten. Und damit vermochte man die ewigen Qualen des unnennbaren und unsichtbaren Tartarus, wohin der Blick jener Hadesfahrer noch gar nicht dringen durfte, schon recht breit auszumalen. Die antike Kunst freilich ging über die Darstellung der typischen Büsser, des Sisyphos, Tantalus, Ixion etc. nicht hinaus. Das blieb erst ihrer jüngeren Schwester vorbehalten.

Schon in die christliche Zeit fällt eine antike Hadesschilderung, die an Ausführlichkeit die aufgezählten noch weit übertrifft. Sie findet sich bei dem unermüdlchen Sittenprediger Plutarch, der fünf Jahrhunderte nach Platon, als sich der Eifer wieder den alten Geheimlehren zuwandte, das viel gespielte Stücklein neu in Scene setzte.

¹ Nekyia, S. 140.

Nachdem er den Apollonius, der den allzufrühen Tod seines Sohnes beklagte, mit dem schönen und heiteren Leben der Seligen getröstet und in seinem Genius des Sokrates von Tymarch erzählt hat, wie dieser in der Höhle des Trophonius, verzückt und in die Luft gehoben, die Welt und das ängstliche Treiben auf ihr sah, trägt er uns in seiner Abhandlung »Ueber den späten Vollzug der göttlichen Strafe« — die »Ueber das Gesicht im Monde« bringt für unsere Zwecke gleichfalls nichts Wichtiges — die Vision des Aridaios aus Soli vor, der einen schimpflichen Lebenswandel führte, plötzlich von einer Höhe herabstürzte und für tott liegen blieb, bis er nach drei Tagen, eben als man ihn begraben wollte, wieder erwachte und über das Geschaute ein tugendhafter Mensch wurde.

Er sah von seinem Standpunkte die Abgeschiedenen »von unten heraufkommen« und in der Luft flammenartige Bläschen bilden, die Bläschen platzen und daraus die Seelen in kleiner menschlicher Gestalt hervorgehen, die einen von ihnen, die Gerechten, mit heiterer Miene sich emporschwingen, liebevoll auf einander zufliegen und den Ungerechten ausweichen, die, ängstlich klagend, wie sinnlos und betäubt umherschwirren.

Die Seelen der Reinen hatten, in weiterer Ausführung des platonischen Gedankens, dass die Guten schön, die Sünder hässlich seien, eine glatte, sich stets gleichbleibende Farbe; die Unreinen waren mit Flecken oder Schuppen bedeckt, auch ganz bunt und seltsamen Anblicks mit schwarzen Punkten wie die Ottern. Für jede Sünde gab es eine eigene Tinte und diese schwand nur nach und nach mit dem Fortschreiten der Reinigung. Noch betroffen von dem Gesichte, erkannte Aridaios unter den Seelen plötzlich die eines Verwandten, wurde von ihr angeredet und in alle Geheimnisse der anderen Welt eingeweiht, wobei sie den armen Höllenwanderer, wie es noch so manchem späteren Visionär geschah, gelegentlich inmitten der grauenhaftesten Umgebung stehen liess und ihm erst wieder beisprang, als er schier schon verzweifeln wollte. So zeigte ihm sein Führer die Adrasteia, die Tochter des Zeus und der Ananke, die am höchsten Punkte aufgestellt ist zur Bestrafung aller Vergehen und der kein Bösewicht entrinnen kann. Drei Dienerinnen vollziehen ihre Strafen: Poine an den Lebenden, Dike an den Heilbaren und die Erinnyis an den Verworfenen, indem sie diese auf jammervolle Weise vertilgt und in den Tartarus stürzt. Anfangs hatte er von dem Orte nur einen widerlichen Anblick. Dann aber sah er Freunde und Verwandte, welche die ärgsten Qualen, die grässlichsten und schmerzlichsten Strafen ausstehen mussten, darunter auch seinen Vater, der seine Gastfreunde ermordet hatte und nun voll Mälern und Narben aus einem Schlunde heraufkam und nach ihm die Hände ausstreckte. Die Heuchler, die scheinbar tugendhaft, insgeheim aber schändlich gelebt hatten, wurden von Anderen gezwungen, unter grossen Schmerzen und Anstrengungen ihre innere Seite nach Aussen zu kehren, wobei sie sich ihrer Natur zuwider krümmen und beugen mussten, wie die Meernesseln, wenn sie die Angel verschluckt haben. Manche wurden geschunden und ausgebreitet, damit man sähe, wie verdorben und buntscheckig sie im Innern waren; Andere hatten sich gleich den Ottern zu zweien, dreien und mehreren durcheinandergeschlungen und zerfressen sich aus Zorn und Unwillen über das, was sie im Leben von einander erlitten oder einander gethan hatten. Mehrere Seen gab es dicht beisammen, den einen voll siedenden Goldes, den anderen voll kalten Bleies und einen dritten voll harten Eisens. Dabei standen Dämonen und warfen, wie Schmiede mit Zangen, die Seelen der Hab- und Gewinnsüchtigen abwechselnd hinein und heraus. Wenn sie nämlich in dem Goldsee ausgeglüht und durchsichtig geworden waren, wurden sie in den kalten Bleisee getaucht, bis sie erstarrten, darauf in den eisernen See gethan, wo sie ganz schwarz und wegen ihrer Härte zermalmt und zerrieben wurden und so eine andere Gestalt annahmen. Dann kamen sie unter furchtbaren Schmerzen neuerdings in den Goldsee.

Am schlimmsten erging es denen, wegen deren Sünden ihre Kinder und Nachkommen noch zu leiden hatten; denn so oft einer davon auf sie traf, fiel er zornig über sie her, zeigte ihnen die Mäler der ausgestandenen Qualen und verfolgte sie. Darauf bemächtigten sich die Henkersknechte von Neuem der Schuldigen und schleppten die Jammernden, die schon alle ihre Sünden abgebüsst glaubten, zu frischen Foltern. Manche Seelen dieser Nachkommen hatten sich sogar, gleich Bienen oder Fledermäusen aneinandergehängt und umzogen ihre Ahnen schwirrend und voll Wuth über das, was sie ihretwegen erduldet hatten. Zuletzt sah er die, welche sich zur zweiten Geburt wandten und in verschieden-

artige Thiere durch dazu bestellte Dämonen mit Gewalt gebeugt und umgeformt wurden, indem ihnen mit gewissen Werkzeugen und mit Schlägen ganze Glieder zusammengeschweisst oder umgekehrt, abgehobelt oder weggenommen wurden, damit sie zu einer anderen Lebensweise und zu einem anderen Charakter passen möchten. So erschien ihm auch die Seele des Nero, der bereits furchtbare Qualen ausgestanden hatte und völlig mit glühenden Nägeln durchschlagen war. Die Henker hatten ihn schon zu einer Otter vorbereitet, als ein gewaltiges Licht erglänzte und eine Stimme daraus erscholl, die aus ihm einen Frosch zu machen befahl, aus Gnade dafür, dass er die Griechen in Freiheit gesetzt hätte. So lange war Aridaios Zuschauer. Als ihn aber selbst eine Frau mit einem glühenden Stäbchen anging, ergriff ihn ein Wirbelwind und führte ihn wieder ins Leben zurück.

Und nun wollen wir auf die in der Einleitung erwähnte Petrusapokalypse übergehen und schauen, wie sich der grosse antike Höllenbrand in den christlichen Visionen widerspiegelt.

Den Ort der Strafen zeigte der Herr dem Petrus ganz voll Finsterniss. Und die, welche gestraft wurden, und die strafenden Engel hatten ein dunkles Gewand an, gemäss seiner Luft. Die Gotteslästerer waren an ihren Zungen aufgehängt und Feuer brannte unter ihren Füssen. Die, welche die Gerechtigkeit verdreht hatten, lagen in einem grossen See mit brennendem Schlamm, bedrängt von Engeln, die sie folterten. Ueber dem brodelnden Schlamm waren an ihren Haaren die ehebrecherischen Weiber aufgehängt und die sich mit ihnen vermischt hatten, in Schande, hingen an den Füssen, mit dem Kopf in den Schlamm. An einen engen Platz voller Schlangen waren die Mörder geworfen und wanden sich unter den Bissen der Thiere, die sie bedrängten, gleich Wolken der Finsterniss. Das Blut und der Unrath derer, die gequält wurden, floss an einen anderen schmalen Ort hinab und wurde dort wie ein See. Darin hockten bis an den Hals die Weiber, die ihre Leibesfrucht abgetrieben hatten, und ihnen gegenüber sassen die um ihr Leben betrogenen Kinder, weinten und sandten Feuerstrahlen aus ins Gesicht ihrer unmenschlichen Mütter. Andere Männer und Weiber, welche die Gerechten verfolgt und verrathen hatten, standen in Flammen bis an die Mitte ihres Leibes in einem finstern Raume und wurden von bösen Geistern gegeisselt, während Würmer, die nicht ruhten, ihre Eingeweide verzehrten. Die, welche den Weg der Gerechtigkeit gelästert hatten, bissen sich auf die Lippen und bekamen feuriges Eisen über das Gesicht, und die Zungen zerfrassen sich und feuriges Eisen hatten im Munde, ihnen gegenüber, die falschen Zeugen. Die Reichen, die sich der Armen nicht erbarmt hatten, wälzten sich in Lumpen über Kieselsteine, spitzer als Schwerter; die Wucherer waren in einen See voll Blut, Eiter und aufbrodelndem Schlamm gebannt; die Unzüchtigen wurden immer einen Abhang hinaufgetrieben und von dort herabgestürzt; Männer, die sich Götzenbilder gemacht hatten, litten in einem gewaltigen Feuer. Diese schlugen sich mit glühenden Stäben, jene wurden gebrannt, gefoltert und gebraten und das waren die, welche den Weg Gottes verlassen hatten.

Das ist bereits das fertige Bild der christlichen Hölle. Es gilt darum jetzt, auch einen Blick auf die Bewohner des traurigen Reiches zu werfen. Wie die Griechen dort ihre grossen Büsser hatten, den Tantalus, Sisyphus und Genossen, so brachten die Juden die gefallenen Engel und ihren Anführer dahin, den der Herr im Buche Henoch (cap. 10, v. 4—6) durch Rufael an Händen und Füssen binden, in die Finsterniss legen und mit spitzigen Steinen bedecken lässt, während er in der sonst für unsere Zwecke wenig bietenden Offenbarung Johannis den Satan, die alte Schlange, mit Ketten zu fesseln und im Abgrund zu versiegeln befiehlt. Bei den Christen kam vor Allem der Antichrist hinzu, der nach der Apokalypse des Esdra in der tiefsten Hölle unter eisernen Riegeln liegt, mit einem schrecklichen Gesichte, das rechte Auge strahlend wie der Morgenstern, das linke starr und unbeweglich, der Mund eine Elle breit mit spannlangen Zähnen und die Finger wie Sichel. Ebenso sieht der Prophet den Herodes, wie er auf einem feurigen Throne sitzt, ohne Hoffnung auf Erbarmen, und gewahrt die Betrüger, denen sich Feuerwirbel in die Ohren bohren; die Frevler gegen ihre Mütter, die von Engeln gegeisselt und an den Augen gebrannt werden; die Ungeheuer, die an den Brüsten der Weiber saugen, die hungernden Kindern ihre Milch versagt hatten; und eine Unzahl Anderer, die für ihre Sünden im Feuer büssten. Je nach dem Grade ihrer Verworfenheit liegen sie immer tiefer in der Erde und Esdra muss viele Stufen zu ihnen niedersteigen. Die Hölle baut sich, stets hässlicher werdend, in

gleicher Weise ab, wie der Himmel, immer glänzender, bis zur siebenten Wohnung ansteigt. Dementsprechend kennt der Talmud bereits auch sieben Höllen.¹

Als dann die Christenverfolgungen zunahmen, wie viele Kaiser, Consuln und Richter mögen nicht da nach der Meinung der Bedrängten die Zahl der Mächtigen des Abgrunds vermehrt haben. Man könnte mit der Julia bei Lucanus sagen:

»Zahllose Schiffe rüstet des glühenden Acheron Fährmann,
Und zu Vieler Bestrafung erweitern sich Tartarus' Kerker.
Kaum genügen dem Werk mit eiligen Händen die Parzen.«

Den Nero sahen wir schon bei Plutarch unter den Büssern und den Trajan errettete erst das Gebet Gregors des Grossen daraus. Wenn das mosaische »Auge um Auge, Zahn um Zahn« auch dort unten zu Recht bestand und die Legenden über die Leiden der Märtyrer auch nur annähernd die Wahrheit berichten, dann waren an den entmenschten Verwaltern des Rechtes nach dem Muster der von ihnen erfundenen Martern Strafen zu vollziehen, wie sie selbst den mitleidlosen Folterknechten der Hölle bis jetzt unbekannt waren.

Ueber diese Zeit der Leiden bereits hinaus liegt die besonders im Mittelalter so beliebt gewesene Vision des heil. Paulus,² die auf dem zweiten Corintherbrief, den ersten Versen seines 28. Capitels aufbaut, wo der Apostel von seiner Verzückung in den dritten Himmel redet, und die alle bisher betrachteten Züge vereinigt. Von den Herrlichkeiten des Paradieses darf uns Paulus freilich nichts verrathen; dafür zeigt ihm aber der Engel, der ihn führt, den Strafort um so genauer. Nachdem Paulus gesehen hat, wie unter dem Himmelsgewölbe, zu dem er sich erhebt, sonnenglänzende Engel und feuerspeiende Teufel harren, um, diese die Sünder, jene die Gerechten in der Stunde ihres Todes abzuholen, ist er Zeuge, wie das geschieht, wie die Teufel dem Bösen sein arges Leben vorhalten, ihn mit dem schon bei den jüdischen Visionären (Daniel, cap. 7, v. 10) und, unabhängig davon, bei den Griechen, Euripides,³ vorkommenden Schuldbuche überführen und ihn zum Gerichte schleppen, worauf sie ihn dem Engel Temeluchos übergeben, der ihn an den Ort der äussersten Finsterniss wirft, wo Heulen und Zähneklappern herrscht. Die Seele des Gerechten aber wird vom Engel Tartaruchos an einen Lichtort gebracht, wo sie im Triumphe empfangen und bis zum Tage des grossen Gerichtes bewahrt wird.

Der Platz, wo die Frevler ihre Strafe erhalten, liegt jenseits des Oceans und ist von Finsterniss, Trauer und Jammer ganz erfüllt. Dort erscheint den Blicken des Heiligen ein Strom, in den, je nach dem Grade ihrer Schuld, bis zu den Knien, zum Nabel, zu den Lippen und den Augenbrauen die eingetaucht werden, die ihr Leben in dumpfer Gedankenlosigkeit und im Dienste des Bauches, in Ehebruch und Buhlerei unbussfertig verbracht haben. Gähnende Abgründe öffnen sich, worin Seelen in grosser Zahl übereinander liegen, und ein zweiter Feuerstrom fliesst vorbei, der, unermesslich tief, in seinen Wellen Diebe, Lästere, falsche Ankläger und alle die mit sich führt, die ihr Vertrauen nicht auf Gott sondern auf ihren Reichthum setzten. In einen dritten ist ein Greis bis zu den Knien hineingestellt und der Engel Temeluchos zieht ihm mit einem eisernen Stabe sein Eingeweide durch den Mund empor. Das war ein Presbyter, der, nachdem er gegessen und getrunken hatte, zum Opfer ging. Ein Bischof, der Witwen und Waisen vernachlässigt hatte, muss bis zum Gürtel darinnen sein, und einem Diakon, der unrechter Weise das Abendmahl genoss, gehen nach dem syrischen Texte die Feuerwellen bis zum Nabel. Seine Hände sind in Blut getaucht und Würmer kriechen aus seinem Munde hervor. Wucherer und solche, die Zinseszins genommen hatten, werden in ein Feuer geworfen, in dem ein Wurm ist, der sie frisst. Eine eiserne Mauer umschliesst die Verächter der Worte Gottes; an einem finstern Orte müssen in schwarzen Kleidern die Mädchen büssen, die ihre Ehre verloren hatten; Kindesmörderinnen stehen in weissen Gewändern, des Augenlichtes beraubt, auf feurigen Säulen und ihre Kinder schreien vor ihnen um Rache. Dann kommt Paulus an einen Brunnen, der mit sieben Siegeln verschlossen ist. Als sie der Engel, der daran Wache hält, löst, steigt ein unerträglicher Gestank daraus hervor und lautes Wehklagen lässt sich hören. Aber der Blick vermag, wie beim griechischen

¹ Kohut a. a. O., S. 569.

² H. Brandes, *Visio Pauli*, Halle 1885.

³ A. Dieterich, *Nekyia*, S. 126, Anm. 1.

Tartarus, die Finsterniss nicht zu durchdringen. Dort liegen die, deren bei Gott und den Engeln nicht mehr gedacht wird, weil sie die Menschwerdung Christi, das Abendmahl und die Auferstehung der Todten geleugnet hatten.

Die Paulusvision ist uns in mehreren Redactionen erhalten, von denen jede besondere Einzelzüge beibringt. So lesen wir in der einen von feurigen Bäumen, die der Apostel am Eingang der Hölle erblickt und an deren Aesten die Sünder mit den Gliedern aufgehängt sind, mit denen sie sich am meisten vergangen hatten. In der alten, pythagoräischen Hadesfahrt war Homer in der Unterwelt an einem Baume aufgehängt.[†] In einer Grube voll Blut werden die Zauberer, die Unkeuschen, die Ehebrecher und Bedrücker der Witwen und Waisen verschlossen. Die Wucherer müssen ihre Zungen verzehren und sind mit einer Körperseite der Hitze, mit der anderen der Kälte ausgesetzt. Unzüchtige Frauen werden von Drachen und Schlangen gequält und Fastenbrecher greifen vergebens nach lockenden Früchten.

Dass solche Meinungen vom Jenseits bald Anlass zu Spott und Hohn geben mussten, ist begreiflich. Wir haben gesehen, wie zeitlich sich schon Aristophanes in seinen »Fröschen« darüber lustig machte, und wem sollte nach ihm dieses Gebiet wohl näher gelegen sein als Lucian, dem es Gelegenheit zur Bethätigung seiner ganzen Bosheit bot. Nachdem er schon in seinen Todtengesprächen, in der Ueberfahrt, die Sünder in den Feuerstrom stürzen oder der Chimaira und dem Cerberus hat vorwerfen lassen, gibt er dem Menippus, der mit seinem weisen Chaldäer Mithrobarzanes in die Unterwelt fuhr, um sich dort Rath zu holen, welchen Lebensweg ein verständiger Mensch als den besten zu erwählen hätte, erst recht viel des Jammers zu sehen und zu hören. Man vernimmt das Pfeifen und Klatschen der Geisselhiebe und das Gewinsel derer, die in den Flammen braten, man sieht Marterhölzer und Räder. Jeder Verbrecher ohne Unterschied des Standes bekommt sein Theil.

Noch Schauerlicheres weiss er in seiner »Wahren Geschichte« zu berichten: »Sobald wir aus der wohlriechenden Luft der glücklichen Insel heraus waren, kam uns ein stinkender Dunst, wie von zusammenbrennendem Asphalt, Schwefel und Pech, und ein noch schlimmerer, ganz unleidlicher Geruch, wie von gebratenen Menschen, entgegen; die Luft war finster und dumpficht und liess beständig einen pechartigen Thau herabfallen; auch hörten wir das Klatschen der Geisseln und das Geheul einer Menge Menschen, die hier gepeinigt wurden.

»Wir stiegen nun auf einer dieser Inseln aus und ich kann also auch nur von dieser einige Nachricht geben. Die ganze Insel ist ringsum ein einziger schroffer, ausgewitterter, von Steinen und Klippen starrender Felsen, auf dem kein Baum und keine Quelle zu sehen ist. Mit äusserster Mühe krochen wir an dem steilen Ufer hinauf und kamen, nachdem wir eine Zeitlang auf einem mit Wegdornen und Stacheln übersäten schmalen Fussweg fortgegangen, durch eine Gegend, die mit jedem Schritte scheusslicher wurde, endlich zu den Gefängnissen und dem Platze, wo die Verdammten gepeinigt wurden. Hier fingen wir erst an, die Natur dieses Ortes zu bewundern; denn wir sahen überall statt der Blumen Schwerdter und Dolche aus dem Boden hervorwachsen. Ringsum ist er von drey Flüssen umgeben, wovon der äusserste Koth, der zweyte Blut und der dritte Feuer führt. Dieser letzte ist sehr breit und das Feuer strömt darin wie Wasser und strudelt und treibt so grosse Wellen wie ein Meer; er hat auch eine Menge Fische, wovon einige wie grosse Feuerbrände, andere kleinere aber wie glühende Kohlen aussehen (und hier Lämpchen genannt werden).

»Es geht nur ein einziger sehr schmaler Weg über alle diese Flüsse, an dessen Eingang Timon der Thürhüter ist. Da wir aber den Nauplius zum Führer hatten, so durften wir uns schon weiter wagen und sahen eine grosse Menge Könige und gemeine Leute, die hier ihre Strafe empfangen und von denen wir verschiedene erkannten. Unter anderen sahen wir auch den armen Cynicus, der, am Geschlechtsgliede über einem Feuer aufgehangen, geräuchert wurde. Diejenigen, die uns herumführten, erzählten uns die Geschichte dieser Unglückseligen und die Verbrechen, um derentwillen sie gestraft wurden. Am schärfsten unter allen werden die Lügner gezüchtigt, besonders die Geschichtschreiber, die nicht die Wahrheit geschrieben haben, unter denen ich den Ktesias und Herodot und noch viele

[†] A. Dieterich. Nekyia, S. 201.

andere bemerkte. Der Anblick dieser Leute machte mir gute Hoffnung für mein eigenes künftiges Schicksal, da ich mir Gottlob! nicht bewusst bin, eine einzige Lüge gesagt zu haben.«¹

Ob sich Lucian gegen eine bestimmte Person oder gegen den Unterweltsglauben im Allgemeinen wandte, ist für unsere Zwecke gleichgiltig. Doch kann gerade er uns lehren, wie viel von den heidnischen Vorstellungen in das Christenthum übergegangen ist, durch sein Märchen von Kleodemus, mit dem er in seinem Lügenfreunde den Plutarch verspottet, der die Geschichte offenbar gläubig dem Volke nach-erzählt hatte.

Kleodemus liegt krank in seinem Zimmer, als auf einmal ein schöner Jüngling vor sein Bett tritt, ihn aufstehen heisst und ihn mit sich in den Hades führt, wo er mit einem Blick den Tantalus, Tityus, Sisyphus und noch vieles Andere erfasst, was er in der Eile nicht Alles wiedergeben kann. Vor den Thron Plutos gebracht, der die Namen derer verliest, die allsogleich sterben sollen, hört er, freudig überrascht, den Richter zu seinem Führer sprechen: »Sein Faden ist ja noch nicht zu Ende, er soll wieder zurück. Aber Demylus den Schmied hole herbei, der schon allzulange lebt.« Eilig läuft Kleodemus zurück, vergisst auf sein Fieber und hört bald darauf von Nachbar Demylus Hause her die Todtenklage erschallen.

Während Lucian solche Geschichtchen gerade noch für gut genug hält, kleine Kinder damit zu schrecken, hat es der grosse Gregor, »der es auch sonst mit der Wirklichkeit des von ihm erlebten Wunderbaren zu frommen Zwecken nicht allzu genau genommen hat«,² nicht verschmäht, sie alles Ernstes — wohl auch blos zum Schreck der Kinder — zu wiederholen. Nur ist nach ihm das Unglaubliche dem römischen Edelmann Stephanus auf einer Reise in Constantinopel geschehen, während es wie früher auf einen Schmied gleichen Namens abgesehen war. Und dasselbe ereignete sich dann zum dritten Male für den heiligen Augustin in seiner Diöcese in Afrika.³

Doch wir wollen den Kirchenvätern grundsätzlich aus dem Wege gehen. Es kann unsere Aufgabe nicht sein, der Entstehung von Lehren nachzuspüren, deren Werden die Kirche absichtlich verwischt hat. Wir wollen auch nicht verfolgen, wie sich der uralte Widerspruch zwischen einem guten und einem bösen Princip in der Welt bei ihnen entwickelte und wie die Kinder Gottes des sechsten Capitels der Genesis, die sich aus Lüsterheit mit den Töchtern der Menschen verbunden hatten, zu Repräsentanten dieses Gegensatzes, zu Teufeln, und Lucifer zu ihrem Oberhaupte wurde; wie dieser, der Verführer, die Herrschaft in der Hölle bekam und seine Schaaren sich, gleich den nach Tugenden geordneten Engeln, nach Lastern abstufte; wie sie einen Rechtsanspruch auf die Menschen wegen ihres Sündenfalles erwarben und sich an die Stelle der heidnischen Dämonen setzten, ohne sie ganz zu verdrängen, und wie ihnen, da nichts ohne Gottes Willen geschehen kann, die Vollstreckung seiner Strafen übertragen wurde —, wir wollen das Alles einer anderen Facultät überlassen und blos den Besitzwechsel constatiren. Wo die Vorsteher der Kirche sich so wenig von heidnischen Traditionen befreien konnten, darf uns der gemeine Mann nicht Wunder nehmen, der das Seine treu bewahrte und fortpflanzte.

Und so sehen wir denn die Hellenen, sie, die der Menschheit fast auf allen Gebieten vorgedacht und die tiefsten und kühnsten, die frömmsten und frechsten Gedanken über Götter, Welt und Menschenwesen hervorgebracht haben,⁴ aus all' den verschiedenen Elementen auch die Hölle, das Fegfeuer und zum Theil den Himmel des christlichen Volksglaubens schaffen. Es ergeht uns hier wieder einmal wie dem Mephistopheles in der classischen Walpurgisnacht:

Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte.
Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!⁵

¹ Lucians Sämmtliche Werke, übersetzt von C. M. Wieland, Leipzig 1789, IV. Theil, S. 211 ff.

² K. v. Hase, Kirchengeschichte I, S. 580.

³ Rohde, Psyche, S. 652, Anm. 1.

⁴ Rohde, Psyche, S. 104.

⁵ Goethes Sämmtliche Werke in 30 Bänden, Stuttgart-Tübingen 1851, XI. Bd., S. 301.

Ich habe den Boden arg durchwühlen und oft gepflügte Gebiete zum Theile neu durchfurchen müssen, um die Wurzeln des Wildstammes aufzufinden, auf den unser christliches Reis gepfropft wurde. Es ist jetzt die Frage, wie es sich entwickelte, wie es sich in Aeste streckte und wie es seine Zweige nach allen Seiten hin verbreitete.

In den ersten christlichen Zeiten tritt die Schilderung der Hölle, so vollkommene Visionen, wie die Petrus- und Paulusapokalypse ausgenommen, im Grossen und Ganzen zurück. Die Phantasie beschäftigten mehr die Träume vom Paradiese. Der schimmernde Garten der Götter kam in bessere Sicht und seine alten Farben belebten sich zu neuem Glanze. Freilich mussten dabei auch manche angenehme Töne verbleichen. Ganz ohne nachbessernde Hand eigneten sich eben für die allem Sinnlichen abholden Jünger Jesu die heidnischen Inseln der Seligen mit ihren Gelagen und Freudenspielen so wenig, wie die Hoffnung der gläubigen Juden auf tausendfache Nachkommenschaft in das Reich passte, wo sie weder freien noch sich freien lassen sondern wo sie sind wie die Engel Gottes im Himmel. Nur das hehre Licht, der Duft der Blumen, die zauberische Musik und der Glanz der edlen Steine durften bestehen bleiben, so wie davon einst Pindar sang:

Ihnen auch strahlt unten der Sonne Gewalt
Bei nächtlicher Weile dahier.
Beschattet von purpurrosigen Wiesen und Weihrauchgesträuch ist
Allda die Flur um die Stadt,
Und schwer von goldschimmernden Früchten.

— — — — —
Ein süsser Geruch
Umwallt das Gefilde, dieweil stets
Opfergedüft fernstrahlendem Feuer sie auf
Altären den Göttern vermischen.¹

Aber nicht allein die Heiden, auch die Juden kannten einen schönen Garten, den der Herr in Eden gepflanzt hatte, gegen den Morgen, mit allerlei Bäumen, lustig anzusehen und gut zu essen, dem Baume des Lebens mitten darunter und dem der Erkenntniss des Guten und Bösen. Dieser Garten wäre sogar das Loos der Menschen gewesen, wenn nicht schon der erste ihn durch seine Sünde verloren hätte. Seitdem ist er blos das Ziel des Heimwehes aller Adamssöhne geworden, die sich nach ihm sehnen wie nach der Ankunft des Messias selbst, der ihn wieder eröffnen soll, damit sich das neugegründete Israel darinnen ergötze, sich an seinen köstlichen Früchten labe und aus der Quelle des Lebens trinke in Ewigkeit. Im Zeitalter Christi las das Volk davon in seinem Trostbüchlein, den Schriften Henochs, wie der Prophet über die Gipfel der sieben Berge voll köstlicher Narde, weit über das erythräische Meer, zu ihm gekommen war und wie er die bunte Fülle seiner Bäume geschaut hatte, die gross und herrlich, schön und wohlduftend aus seinem Boden wuchsen.

Ausser dem »Garten der Gerechtigkeit« hält Jahve für die Seinen aber auch eine glänzende Stadt bereitet, bei sich im Himmel, mit einem neuen Tempel zu seinem Wohnsitze, dessen Gestalt und Grösse, Gesetz und Anordnung er einst dem Ezechiel vorgemessen hatte (cap. 40—48). Dort, bei den Engeln, werden die Lagerstätten der Heiligen sein, unter den Fittigen des Herrn der Geister (Henoch, cap. 39). Henoch gibt uns davon eine Schilderung in furchtbarer Pracht (cap. 14, v. 8 ff.): »Und mir ist das Gesicht erschienen: siehe Wolken luden mich ein im Gesicht und ein Nebel lud mich ein; der Lauf der Sterne und der Blitze trieb und drängte mich und die Winde im Gesichte gaben mir Flügel und trieben mich. Sie nahmen mich hinauf in den Himmel und ich kam bis nahe an die Mauer, die mit Krystallsteinen gebaut und von einer Feuerflamme umgeben war; und sie begann mir Furcht zu machen. Und ich trat hinein in die Feuerflamme und näherte mich einem grossen Hause, das aus Krystallsteinen errichtet war: die Wände des Hauses glichen einem getäfelten Fussboden aus Krystallsteinen und sein Boden war Krystall...« Voll Angst stürzte Henoch nieder und schaute darauf ein anderes Haus,

¹ Bei Plutarch, Trostschrift an Apollonius, cap. 35.

grösser als jenes, gebaut aus Feuerflammen, überschwänglich in Herrlichkeit und Grösse. »Dort stand ein erhabener Thron, um ihn her leuchtete es wie die Sonne, Cherubstimmen erklangen und zehntausendmal Zehntausend waren vor ihm.« Doch hat der Prophet zu diesem Bilde sich nicht blos der eigenen Mittel bedient, er hat dazu eine fremde Palette genommen, die sich auch schon Ezechiel gelegentlich geborgt hatte, als er (I, 26) den Thron des Vaters und (X, 1) den Himmel selbst beschreibt »gestalt wie ein sapphir«. Es sind wieder die alten parsischen Töne; denn auch im Zend ist Himmel und Edelstein ein und dasselbe.¹

Diese grosse Stadt, das heilige Jerusalem, ist die nämliche, die dann Johannes am Ende der Tage auf die Erde herniederfahren sah (Apok. 21, 10 ff.). Sie hatte die Herrlichkeit Gottes und ihr Licht war gleich dem alleredelsten Steine, einem hellen Jaspis. Grosse und hohe Mauern umschlossen sie mit zwölf Thoren und der Bau ihrer Mauern war von Jaspis, sie selbst von lauterem Golde, gleich dem reinen Glase. Und die Gründe der Mauern und der Stadt waren geschmückt mit allerlei Edelsteinen: Jaspis, Sapphir, Chalcedonier, Smaragd, Sardonich, Sardis, Chrysolith, Beryll, Chrysopras, Hyacinth und Amethyst. Die zwölf Thore waren zwölf Perlen, und ein jegliches Thor war von einer Perle und die Gassen waren lauter Gold als ein durchscheinend Glas.

Nach Lucians »Wahrer Geschichte«² ist die Stadt auf dem Eilande der Seligen ebenfalls »ganz von gediegenem Golde und ihre Ringmauern von Smaragden. Jedes ihrer Thore ist aus einem einzigen Zimmtbaume gearbeitet; der ganze Boden der Stadt und das Pflaster aller Plätze und Gassen in derselben ist von Elfenbein; die Tempel aller Götter sind aus Quaderstücken von Beryll erbaut und die Hochaltäre, worauf die Hekatomben geopfert werden, aus einem einzigen Amethyst«. Und Alexander fand auf seinem Zuge nach Indien, dem Pseudocallisthenes zufolge, einen hohen Berg, auf dem sich eine sapphirne Ringmauer erhob und Häuser voll Gold und Silber und Tempel mit sapphirnen Säulen.³ Das Heidenthum hüben wie das Judenthum drüben haben beide für ihre Auserwählten dieselbe Pracht zurechtgemacht.

Was die Bewohner des himmlischen Jerusalems anbelangt, so werden sie am Ende der Tage, wann sie es zur Wohnung erhalten werden, leuchten wie des Himmels Glanz und wie die Sterne immer und ewiglich (Daniel, cap. 12). Sie werden angethan sein mit weissen Kleidern, Palmen in den Händen tragen, den Herrn loben und seinen Namen mit starker Stimme preisen (Offenbarung Johannis, 7). Auf dass dieses Reich balde zu uns komme, hat uns Christus im Vaterunser beten gelehrt und so erwarten es noch seine Gläubigen.

Dem Apostel Paulus erschien es in seiner Vision, abermals als eine grosse Stadt, bewehrt mit Thürmen und Mauern, die in ihrer Mitte einen Altar einschlossen, vor dem David stand, die Harfe schlug und Gott Alleluja sang, in das die übrigen Bewohner des Ortes einstimmten, dass seine Grundfesten erbebten. Kronen und Kleider lagen⁴ daneben auf Stühlen für die bereit, die Gott durch ihre Einfalt versöhnt hatten. Durch das Blut Christi waren also bereits die Thore des Himmels erschlossen. Jesus hatte, wie er es versprach, die vielen Wohnungen in seines Vaters Hause bereit und, was er dem Schächer am Kreuze zu seiner Rechten für den Tag seines Todes verhies: »Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein«, auch seinen Blutzegen verliehen.

Die Stadt Gottes ist aber bei Paulus noch keineswegs die höchste Stufe der Seligkeit, das Paradies, der dritte Himmel. Dieser liegt hoch über dem Himmelsgewölbe. Ein goldenes Thor schliesst ihn ab, dessen Flügel sich um zwei goldene Säulen drehen, welche zwei goldene Tafeln tragen mit den Namen derer, die Gott dienen. Als Paulus davor anlangt, öffnet es sich ihm zwar, Henoch begrüsst ihn und führt ihn in das Innere. Aber was er dort geschaut, darf er den Menschen nicht verrathen. Der

¹ Kohut, a. a. O., S. 586.

² II, cap. 11; Wieland, S. 194.

³ Zacher, Pseudocallisthenes, S. 169.

⁴ Nach der syrischen Redaction.

Engel verbietet es ihm und rettet ihn dadurch vor der Verlegenheitsphrase späterer Seher, die, wie einst Sokrates, das Erlebte gewöhnlich nicht leicht zu beschreiben oder die Zeit dafür zu kurz finden. Das himmlische Jerusalem unseres Apostels liegt am Rande der Erde, jenseits des Oceans im acherusischen See. Wie den antiken Hades umströmen es vier Flüsse, ein Milch-, ein Wein-, ein Honig- und ein Oelfluss, an deren erstem die von Herodes getödteten Kinder, am zweiten die Gastfreundlichen mit Abraham, Isaak und Jakob weilen, am dritten die Propheten und die wohnen, welche sich Gott geweiht haben. Wir können daraus merken, dass die Vision in einer Zeit abgefasst wurde, in der die Lehre vom Abstieg Christi in den Limbus und von der Einführung der Erzväter ins Paradies noch schwankte. So harren sie denn einstweilen vor den Thoren der Stadt, an ihrer Umzäunung, wo sie auch nach Ephraem dem Syrer warten, der überdies gar manches Andere, für die Kunst Gleichgiltige, von jenem Orte wusste.¹ Nur David hat bei Paulus in sie bereits Aufnahme gefunden. Wer hätte dort auch die Musik besorgt zu einer Zeit, wo der heiligen Cäcilia dies Amt noch nicht zugefallen war? Ich will dabei seine Erwähnung gar nicht für einen späteren Zusatz halten, obwohl wir den letzten Theil unserer Apokalypse, wo die Propheten und Erzväter und alle im ersten Theile vor der Stadt befindlichen Personen ohne Rücksicht auf den Widerspruch ins Paradies versetzt sind, aus dem sie mit Maria dem Apostel entgegenkommen, wirklich dafür zu nehmen haben, wie schon C. Fritzsche vermuthete.² Noch halten demnach Schranken die Väter, die das Heil nicht sahen, vom Orte der Freude fern. Bald aber sind die Grenzen verschwunden und ein Glück umfasst Gerechte und Gerechtfertigte.

Ist das Paradies, in das Paulus verzückt wird, der dritte, die Stadt der Gerechten der zweite Himmel, so ist vielleicht das Land der Sanftmüthigen der erste. Der Apostel erblickt es, leuchtender als Gold und Silber und vom grossen Lichte durchflossen, als einen baumreichen Ort voll Palmen und Trauben, hart am Okeanos, ganz nahe der Erde, nach den etwas kühn interpretirten Worten des Herrn in der Bergpredigt: »Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.« Und das soll ihnen bleiben bis zum Untergange dieser Welt.

Erinnert ferner der *limbus infantum* und *patrum*, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur nebenhin an die vergilische Unterwelt, so gemahnt der acherusische See und die Art, wie die vier Paradiesströme die Stadt Gottes umfliessen, ausdrücklicher an den antiken Hades. Vollends aber klingt es an die Aeneis an, wenn Paulus — wie der fromme Sohn des Anchises im vorderen Schlunde des Orcus die Ulme der Träume — vor dem Eingange der Stadt einen Baum gewahrt, der, unfruchtbar, unter seinen blätterlosen Aesten die Hochmüthigen versammelt, die an seinen Wurzeln sitzen und warten müssen, bis der Herr ins Thor treten wird.

An dieser Stelle ist vielleicht auch des Nicodemusevangeliums zu gedenken, vielmehr seiner letzten Capitel, welche die Quelle für die Künstler wurden, die den Abstieg Christi in die Unterwelt darstellten.³ Darin wird uns die Hölle als ein Gefängniss geschildert, mit ehernen Pforten und eisernen Riegeln, beherrscht von einem Fürsten, dem der Heiland dann, als er die Schlösser seines Reiches gesprengt und die Patriarchen daraus befreit hat, den Satan übergibt, damit er ihn, an Händen, Füßen, Hals und Mund mit Eisen gebunden, bis zu seiner Wiederkunft bewahre.

Die verödete Hölle mit ihren zertrümmerten Pforten und leeren Gassen aber schildert dem heil. Andreas wieder St. Paulus,⁴ der sich von ihrer zerbrochenen Schwelle sogar ein Stücklein Holz mitgebracht hat, das, mit der Kraft der Springwurzel begabt, ihm die Thore der Stadt, welche die Juden vor ihm verschlossen, auffliegen und in die Erde versinken macht. Paulus hat auf dieser seiner Reise auch den Judas gesehen und sich mit ihm über Christi Höllenfahrt unterredet, wobei es ihm der Erzschemel mit Kummer klagte, dass er nun an dem verlassenem Orte allein sei und das Alles nur, weil er,

¹ Uhlemann in Illgens Zeitschrift für historische Theologie I, 1, S. 316.

² Die lateinischen Visionen des Mittelalters bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts, Romanische Forschungen II, S. 261.

³ C. Tischendorf, Evangelia apocrypha, pag. 389.

⁴ C. Tischendorf, Apocalypses apocryphae, pag. XLVII. In einem koptischen Fragmente.

bevor er sich erhenkte, noch den Teufel, der ihn mit offenem Rachen schreckte, als seinen Herrn angebetet habe. Damit hätten wir zu den Grossen der Hölle einen neuen Büsser gewonnen. Ueberdies hat der Apostel den freundlichen Platz zu Gesichte bekommen, wo die Seelen Abrahams und der Propheten gewesen waren, und hat gehört, wie in der Ferne die Frevler, die Todtschläger, Giftmischer und Kindesmörder in einem Raume, den der Heiland nicht betrat, heulten und mit den Zähnen klapperten.

Doch, um zum Lande der Seligen zurückzukehren! Wenn auch die Vorstellung vom himmlischen Jerusalem in der Kunst nicht selten Früchte trug und das Bild der edelsteingeschmückten Stadt, selbst eine ungeheure Goldschmiedearbeit, den Meistern der Kronleuchter in den mittelalterlichen Domen vorschwebte, so hat, will man weiter von den Mosaiken der ersten Jahrhunderte absehen, wo die Apokalypse der Majestät Gottes und des Richters, seiner Kraft und Herrlichkeit im Vordergrunde stand und wo sich unsere glänzende Stadt ebenfalls und wiederholt findet, der Künstler und das Volk am liebsten doch von jenem lieblichen Garten geträumt als dem eigentlichen Paradiese.

Nach ihm verlangten aus vollem Herzen die armen Opfer ihres Glaubens und, wenn irgend in den Märtyreracten ein Traum Anspruch auf das Vertrauen machen darf, dass er wirklich geträumt wurde, so sind es ihre wehmüthig süssen Gesichte von der ihnen bevorstehenden Freude. Es ist ein rührendes Idyll mit allen Zügen einer im Kerker vergehenden Seele, wenn die heil. Perpetua in ihrer ersten Vision den Garten als grossen Weideplatz sieht, darinnen Gottvater mit weissen Haaren in Schäferkleidern die grasenden Schafe melkt, umgeben von vielen tausenden Engeln, wenn er die Heilige grüsst, sie freundlich zu sich heranwinkt und ihr, der zum Verschmachten Durstigen, einen Mund voll seiner Molke zu trinken gibt.¹ Im zweiten Gesichte belauscht sie ihren nach schwerem Leiden gestorbenen Bruder, ein Kind, wie sich der Kleine aus einem finstern Orte mit abgehärmten und bleichen Wangen, schwer fiebernd und gleichfalls nach einem kühlen Trunke lechzend, zu einem Brunnen schleppt, vergebens aber seinen hohen Rand zu erreichen sucht und sich nun traurig und bekümmert bei ihm niederlässt. Von Mitleid heftig ergriffen, betet die Jungfrau für ihn und sieht ihn am nächsten Tage, wie er, daraufhin geheilt und reinlich gekleidet, an der niedriger gewordenen Quelle sitzt und daraus mit goldener Schale, heiteren Angesichtes, schöpft und schlürft. Und als sie dann im Circus ihr Blut unter den Krallen der wilden Thiere vergossen hat, heben sie und ihren Presbyter Saturus vier Engel auf und führen sie empor, nicht gerade aufwärts durch die Luft sondern, wie man einen Hügel hinansteigt, in einen grünenden Garten, wo aller Arten Blumen duften und hohe Rosenbäume blühen. Darunter wandeln sie hinweg und die Bäume neigen sich und giessen ihren Blüthenregen ohne Ende über sie, bis sie an ein Haus kommen, wo abermals vier Engel ihrer warten, sie in weisse Gewänder kleiden und zum Throne des Vaters bringen, der sie zu sich emporhebt, ihnen wie heimkehrenden Kindern zärtlich die Wangen streichelt und sie küsst. Dann heisst er sie gehen und spielen in jenem Garten, wo sie noch viele Andere treffen, die mit ihnen duldeten und die sich nun mit ihnen freuen.²

Es war ein begnadeter Dichter, der diesen Traum in seinen schwersten Stunden träumte, und es sind nicht viele mehr seines Ranges gekommen, welche die Blätter der heiligen Schriften mit ähnlichen Schöpfungen bereichert haben. Wie aber Alles an dem einen Punkte anknüpft, so auch unsere Vision. Wir sehen es an der Leiter, die gelegentlich erwähnt wird und auf der die heil. Perpetua in den Himmel steigt. Sie ist die alte, die schon Jakob schaute. Nur hat sie sich in eine Stufenleiter der Prüfungen verwandelt. Schwerter, Lanzen, Angeln und alle Gattungen Eisenwerkzeuge bewehren ihre Sprossen und zu ihren Füßen liegt ein ungeheurer Drache, dem jeder zum Opfer fällt, der sie nicht mit dem Blicke nach aufwärts erklimmt.

Die Menge dessen, was bei solchen Träumen, namentlich, wenn sie Griechen hatten, auch auf Rechnung des Haines im Elysium zu setzen ist, wird nicht leicht festzustellen sein. Fast scheint es

¹ Acta Sanctorum, 7. März.

² Vision des heil. Saturus, Acta Sanctorum, 7. März.

XIX.

aber, als hielten sich die heidnischen und jüdischen Theile die Waage, und A. Dieterich hat wahrscheinlich auch hier Recht, wenn er die Blütenkronen und Blumenauen der Seligen in den Katakomben mit den orphischen Mysterien in Zusammenhang bringt, auf die sicher die Liebesmahle und so manches Deutlichere, vor Allem der Orpheus, zurückgehen.

Wie bei der Hölle ist auch bei dem Paradiese alles von der verdämmernden Antike bis auf unsere Zeit Dazwischenliegende blosse künstlerische Ausgestaltung des Besonderen. Wer möchte nicht bei der letzten Vision gleich an Fra Angelico und Memling denken, die in ihren Paradiesesdarstellungen die Seligen fast unter den gleichen Umständen an die Himmelspforte kommen lassen, deren Säulen sich, der veränderten Kunstrichtung angepasst, zum gothischen Kirchenthore ausgestaltet haben, wo sie von Engeln ihre Ehrenkleider empfangen, dann über Blumen und Edelsteine schreiten und unter dem Flöten und Geigen der Cherubim in das Innere des Tempels treten, dessen goldener Schein jedes höhere Geheimniss verschleiert. Und der berühmte Altar der Brüder van Eyck hat Alles beisammen. Im Grunde das himmlische Jerusalem mit seinen Thürmen und Dächern, die weite Blumenau mit ihren balsamduftenden Bäumen und Sträuchern, ihrem Brunnen des Lebens und den Engeln, Propheten, Gerechten und Heiligen, über die sich der klarste Himmel wölbt.

Ich habe bereits gesagt, dass das Mittelalter diesen lieblichen Märtyrerpoesien gar nichts an die Seite zu setzen habe. Alle seine Darstellungen des Jenseits erscheinen dagegen klobig. Selbst wo die Hölle im ausgehenden Alterthum hereinsieht, ist sie feiner gestaltet. Des heil. Antonius Vision¹ bringt uns fast etwas, das an den Koloss von Rhodus gemahnt, wenn sie den Teufel als einen Riesen schildert, der sich mit seinem Haupte in die Wolken verliert und dasteht und nach den Sündern schlägt, dass sie über ihn nicht hinaus in den Himmel fliegen können sondern in den See zu seinen Füßen fallen müssen. Größere Klötze brauchten größere Keile und so entwickelten sich in ähnlicher Weise wie einst beim Culte der chthonischen Gottheiten, abermals aus dem Bauernstande heraus, derbere Zuchtmittel. Das Paradies flüchtete sich immer mehr ins Reich der Kinder und des Scherzes zurück, zog allmählig wieder die abgelegten sinnlichen Elemente an sich und wurde zum Lande Cucagna der Troubadours und zum Schlaraffenlande unseres deutschen Märchens, das die Jungen und Alten, denen es im Winter zu heiss und im Sommer zu kalt ist, heute noch suchen — drei Stund' hinter Weihnacht.

Da sich aber dahin noch immer keine gute Schiff Gelegenheit gefunden hat, so müssen wohl auch wir es lassen und auf unserm düsteren Wege weiterschreiten, hinüber ins volle Mittelalter, von wo her uns eine ganze Reihe von Höllenschlünden entgegengähnt. Einen um den andern wollen wir besuchen. Bei vielen genügt freilich ein flüchtiger Blick hinein, um zu erkennen, wie wenig sich daraus in unserer Kunst wiedergespiegelt hat. Bei ebenso vielen anderen aber heisst es, kühn hinabgestiegen und vorgedrungen bis in die fernsten Klüfte ihrer schauerlichen Gründe, um den vollen Umfang des dort geübten hochnothpeinlichen Verfahrens zu begreifen. Es sind das hauptsächlich die Marterstuben, worin die Mächtigen der Erde in Schuldhaft sitzen, bis sie oder ihre Erben gutgemacht haben, was sie in ihrer Filzigkeit nicht einsehen wollten, dass die Kirche als das auf die Erde herabgestiegene Jerusalem seines traditionellen Schmuckes aus Gold und edlen Steinen nicht entbehren kann. Was daher dort an den Feuern siedet und schmorrt, ist eitel Fürstenblut.

So sah der Merovinger Guntram² in einem Traume drei Bischöfe seinen todten Bruder Chilperich in Ketten zum Gerichte über seine Missethaten bringen, nach dem er, trotzdem zwei der heiligen Männer mit ihm Erbarmen hatten und nur der dritte ohne Nachsicht für ihn die Feuerstrafe verlangte, zerstückelt, in ein ehernes Gefäss, das über einem Feuer brodelte, geworfen und darinnen so zerkocht ward, dass kaum eine Spur mehr von ihm übrigblieb. Nicht besser als dem Chilperich erging es dem Arianer, dem ketzerischen Theodorich dem Grossen, welcher der Erzählung eines Einsiedlers von der

¹ *Legenda aurea*, cap. XXI, 5.

² Gregor von Tours, *Historia Francorum*, lib. VIII, cap. 5.

Insel Lipari zufolge¹ von Simmachus und dem Papste Johann am Tage seines Todes ohne Schuh¹ und Gürtel in einen Vulcan geworfen wurde. Und so wäre es schliesslich auch dem König Dagobert geschehen, den, wenn den Worten eines anderen Einsiedlers zu trauen ist, abscheuliche Dämonen in einen Kahn verluden und unter Peitschenschlägen zu einem solchen Berge führten, in den sie offenbar auch ihn hineingestürzt hätten, wenn nicht plötzlich auf seine Bitten die Heiligen Dionysius, Moriz und Martin, die Patrone der von ihm reich dotirten Stifte, herbeigeeilt und ihn gerade noch zur rechten Zeit gerettet hätten.²

Wer gedächte bei diesem Sturze in den Vulcan nicht des Empedokles, der gleichfalls durch den Aetna seinen Weg ins Jenseits nahm, und wer erinnerte sich dabei nicht der kleinen Vesuve auf dem Triumph des Todes im Campo Santo zu Pisa, durch welche die Teufel ihre Braten, wie durch Schornsteine, in die Höllenküche schicken. Als solche schreckliche Essen angesehen zu werden, war nun einmal das Schicksal aller feuerspeienden Berge, seit Sokrates verkündet hatte, dass der Phlegethon durch sie seine Gluthen auf die Erde sende.

Besser liess es dafür Gregor seinem Freunde Salvius ergehen, den zwei Engel in das uns schon von Henoch und Johannes her bekannte Haus mit seinem Boden von Gold und Silber trugen und ihn sich dort, wo eine ungeheure Menge Menschen versammelt war, an dem süssen Wohlgeruche laben liessen, bis ihm eine Stimme befahl, wieder ins Leben zurückzukehren, worüber ihn blos die freudige Gewissheit tröstete, dass er später für immer an jenem Ort der Freude weilen werde. Das goldene und edelsteingeschmückte Haus, die duftenden Fluren bleiben nun die ständigen Wohnsitze der Gerechten und verändern sich nicht mehr, höchstens, dass in dieses Thema derselbe heil. Gregor³ gelegentlich eine kleine Aenderung dadurch bringt, dass er jedem Frommen ein Haus gibt, das sich aus den goldenen Ziegeln errichtet, in die sich die Almosen verwandeln und die von den Armen, Gross und Klein, Alt und Jung, zu den Bauten für ihre Wohlthäter zusammengetragen werden.

Doch wird aus diesen Häusern nicht etwa, wie man glauben sollte, das himmlische Jerusalem. Auch dieses lässt sich von jetzt ab stets als dasselbe an, kaum dass einige Farben des Paradieses darauf übergangen oder umgekehrt, wie sie eben manchmal durcheinander rannen. So sind z. B. die Namen derer, die dort eingehen sollen und die Paulus in seiner Vision auf den Säulen am Paradiesesthore las, auch auf seinen hohen Mauern verzeichnet, ja sie können davon sogar wieder gelöscht werden, gleich dem des Königs Ludwig, der vor dem Tode seines Neffen Bernhard, den er auf sein Gewissen lud, alle andern an Glanz überstrahlt hatte, seitdem aber fast völlig verwischt ist.⁴

War schon das eine herbe Strafe für einen frommen Fürsten, der zeitlebens der Kirche so viel Gutes that, so scheint sie doch gering im Vergleich mit der Busse seines Weibes Irmingard, der ob der nämlichen Schuld, nach derselben Quelle, drei spitze Felsen, gleich Mühlensteinen, auf Rücken, Kopf und Busen lagen und sie beständig in die Höllentiefe drückten. Das heisst wohl fast so arg gebüsst wie Picho, der Freund von Ludwigs Vater, den zwei schreckliche Dämonen auf dem Boden hatten und ihm flüssiges Gold, wie Mithradates einst dem Römer that, in seine Kehle gossen, wobei sie ihn noch höhnten: «Darnach hast du im Leben gedürstet und konntest deinen Durst nicht stillen, nun trinke denn bis zur Sättigung!» Man sieht, dass man auch in der Hölle seine Geschichte nicht ohne Nutzen studirt hat.

Ein neues Prüfungsmittel, zur Scheidung der Guten und der Schlechten, bringt die schon oben erwähnte Vision des an der Pest zu Rom gestorbenen Soldaten,⁵ nach dem zu der Flur mit den goldenen Häusern eine Brücke führt, unter der ein schwarzer und finsterer, Nebel von unerträglichem Gestanke aushauchender, Fluss dahinzieht. Diese Brücke kann, wie in der parsischen Vorstellung, nur

¹ Gregorius Sanctus, Dialog. IV, 30.

² Gesta Dagoberti, Recueil des historiens des Gaules . . . M. Bouquet, Paris 1739, vol. II, pag. 593.

³ Dialog, lib. IV, cap. 36.

⁴ Wattenbach, Geschichtsquellen I, S. 260ff.

⁵ S. Gregorius, Dialog., lib. IV, cap. 36.

der Gerechte überschreiten. Der Ungerechte gleitet von ihr ab und fällt in die greulichen Wogen, wohin schwarze Dämonen auch den an der nämlichen Stelle erwähnten Stephanus hinabzuziehen suchen, der bald das Opfer einer unliebsamen Verwechslung geworden wäre. Doch retten ihn lichte Engel und heben ihn empor.

Den wüthenden Ansturm der höllischen Geister schildert die Vision des Furseus.¹ Mit glühenden Pfeilen gehen sie auf den Eindringling los und hätten ihn sicher damit durchbohrt, wenn sie nicht ein Engel, der mit einem Schilde vor ihm herging, aufgefangen hätte. Sie ist die classische Stelle für alle künstlerischen Darstellungen, wo die Seelen auf ihrer Wanderung durchs Jenseits von Teufeln angegriffen werden.

Gegenüber diesen knappen Höllenschilderungen haben wir ferner eine ausführlichere bei Beda,² die Vision des Drithelm, die zum Theil Neues enthält oder wenigstens das Alte in einer Form bringt, die für die Zukunft typisch wird. Ihm zeigt der führende Engel ein Thal, dessen eine Seite lodernde Flammen, die andere Eis, Schnee und Hagel bilden. Darin werden die Seelen vom Winde herumgetrieben und springen bald in die Hitze, bald in die Kälte, weil sie nirgends zu bleiben vermögen. Dann gibt es den Ort der äussersten Finsterniss, durch den sie schreiten, wie der Erzähler mit einem Vers aus Vergil schildert, »sola sub nocte per umbras«. ³ Kugeln von düsteren Flammen steigen aus einem Brunnen empor, fallen wieder dahin zurück und lassen die Seelen der Sünder hinter sich nachwirbeln, gleich einem Aschenregen. Unter Hohnlachen bringen Dämonen fünf jammernde Menschen dahergeschleppt, darunter einen Cleriker, und schliesslich stürzen feuerspeiende Teufel mit glühenden Zangen auf Drithelm selbst los.

Eine andere Stelle bei Beda will ich bloß erwähnen, weil sie des Kaiphas unter den Verdammten gedenkt, dem wir dort noch nicht begegnet sind.⁴ Ebenso möchte ich aus der grossen Masse der übrigen Höllenschilderungen nur den Qualen besondere Aufmerksamkeit schenken, die uns noch unbekannt sind. Dem Rotcharius⁵ erscheint der Ort der Pein als ein Haus, das mit aller Hässlichkeit erfüllt ist, in dem eine Menge Cleriker und Laien sitzen und von einem schrecklichen Dämon Feuer unter die Füße gelegt bekommen, das ihnen bis zur Brust emporlodert, während über ihre Köpfe ohne Unterlass heisses Wasser geschüttet wird, das in einem Kessel in ihrer Mitte kocht. Es ist damit als hässliche Badestube gedacht, im Gegensatze zu dem schönen Haus Gottes, das alles Glanzes voll ist, und gegenüber dem himmlischen Jerusalem, das sich als ein Thron darstellt, bei dem mit den Heiligen auch Karl der Grosse weilt.

Nicht immer geht es jedoch dem armen Kaiser, trotz seiner anerkannten Verdienste um die Kirche, so gut wie hier. In der Visio Wettini⁶ muss er sich für seine Ausschweifungen von wüthenden Thieren sein Glied zerbeissen lassen. Hohe Berge wie von Marmor gibt es nach demselben Gewährsmann in der Hölle und ein Feuerstrom umfließt sie, in dem die Sünder alle Arten Strafe dulden, unter ihnen viele Bekannte und Geistliche sämtlicher Rangstufen. Sie und ihnen gegenüber die Weiber, mit denen sie sich vergangen haben, stehen, fest an eiserne Pfähle gebunden, im Feuer bis zu ihren Schamgliedern, die ihnen, eine echte Mönchsphantasie, noch überdies von Dämonen arg zerdroschen werden. Ein Abt ist auf der Spitze eines Marmorberges dem Unwetter, dem Winde und Regen, der Kälte und dem Sturme ausgesetzt und an anderen Orten büssen die faulen Bischöfe und die räuberischen Grossen. Für einige Mönche ist zu ihrer Reinigung eine Art Thurm errichtet, unordentlich aus Holz und Stein zusammengefügt, aus dem Rauch herausdampft, und einer von ihnen, der sich fremdes Gut angeeignet hatte, muss, in eine Bleitruhe eingeschlossen, so das jüngste Gericht erwarten. Das Paradies ist wieder das goldene Haus, nach Gregor dem Grossen, auf den sich, als seinen Gewährsmann,

¹ Acta Sanctorum, 12. Jänner, und Beda, Historia eccles., lib. III, cap. 29.

² Beda, Historia eccles., lib. V, cap. 12.

³ Aeneis VI, 268.

⁴ Historia eccles., lib. V, cap. 14.

⁵ Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit XXII (1875), S. 72 ff.

⁶ Monumenta Germaniae, Poetae latini II, pag. 268 ff.

Barontus,¹ ein anderer Unterweltswanderer, geradezu bezieht. Dieser ist uns vielleicht auch deswegen interessant, weil er den heil. Petrus schon als Himmelspfortner auftreten lässt und weil er erfahren hat, dass dem streitbaren Manne, wie einst im Leben, noch immer die Geduld zu kurz wird, so dass er, als die Teufel von Barontus durchaus nicht ablassen wollen, mit seinen grossen Schlüsseln wüthend unter sie schlägt.

Zum Unterschiede von Wettin sieht der Presbyter Bernoldus² Karl den Grossen im Kothe seiner eigenen Verwesung liegen, von nagenden Würmern bedeckt, die fast sein ganzes Fleisch verzehrt und von seinem Körper nichts mehr übrig gelassen haben als die Nerven und die Knochen. Er leidet so schrecklich, weil er die Mahnungen des Bischofs Hincmar nicht befolgt hat. Bernoldus hilft ihm, indem er ihm einen Stein unters Haupt legt und sein Flehen um Fürbitte jenem Hincmar überbringt, der in einer Kirche den Seligen die Messe singt. Das Gesuch wird gewährt und der rückkehrende Bernold sieht in Folge dessen Karl wieder heil und mit königlichen Gewändern angethan. Ebenso weiss er eine gleiche Bitte von 41 Bischöfen, die zerlumpt und ungerneigt abwechselnd in Hitze und in Kälte büssen, ihren Gläubigen und Clerikern zu vermitteln und findet sie darauf rein, gebadet und rasirt, in ihren kirchlichen Kleidern. Auch der Graf Otharius wird auf diese Weise erlöst und ein Mann, namens Jesse, der bis an die Schultern in einen Felsen eingewachsen war. Dann taucht der flammende Brunnen auf, aus dem heraus die Dämonen eine grosse Schaar von Seelen zu einem eiskalten Wasser, wie Schafe zur Tränke, führen. Das sind die, welche Niemand haben, der für sie bäte.

Die Brücke über den Höllenfluss hinüber zum Paradiese finden wir ferner in der Vision eines Mönches des Klosters Wenlok, die Bonifatius der Aebtissin Eadburga³ berichtet; nur ist sie da ein schmaler Balken. Neu ist darin jedoch das Auftreten der Sünden und Tugenden des Mönches als Ankläger und Vertheidiger. Die Seelen fliegen in Gestalt von schwarzen Vögeln um den Höllenschlund, wie die Seligen bei Plutarch um den Brunnen der Freude, und schweben jammernd an seinem Rande, um schliesslich hineinzufallen. Das ist das Fegefeuer. Diesen Sündern wird Gott am Tage des Gerichtes die Ruhe wiedergeben, nicht aber den Verworfenen, die ganz unten auf dem Boden des Brunnens hausen.

Den Karl Martell erwähnt Eucharius⁴ in der Hölle, mächtige Grafen, Aebte und Aebtissinen ganz allgemein das Gesicht eines Weibes im 115. Brief des Bonifatius,⁵ wo die drei Himmel durch schmale Regenbogenbrücken verbunden werden. Die dritte von ihnen ist aus dem Himmel zur Erde herübergeschlagen und sie ist es offenbar, die zu suchen die Pilger des heil. Macarius ausgezogen waren, die ihrerseits wieder die Hölle als einen Schwefelsee voller Schlangen und die Seelen des Fegefeuers als Vögel mit menschlicher Stimme auf einem Feigenbaume sahen.⁶ In dem Paradiese, in das sie gelangen, stand eine Kirche mit Säulen von Krystall, eine Kathedrale, wie sie ein ander Mal einem gottesfürchtigen Presbyter in England erschien, erfüllt von einer ungeheuren Schaar von Kindern, die in Büchern lasen, worin die guten Thaten der Menschen mit schwarzen, ihre Sünden aber, wofür die Kleinen beständig Gott um Vergebung anflehten, mit blutigen Buchstaben verzeichnet waren.⁷ Man sieht, was aus dem alten Schuldbuche Daniels in der Phantasie von Dichtern und Künstlern Alles werden konnte.

Viel Aehnlichkeit mit der Vision des Wettin hat die Karls des III.,⁸ der in den höllischen Schluchten Brunnen voll brennendem Schwefel, Pech, Blei und Wachs gewahrt, womit die Bischöfe seines Vaters und seiner Ahnen gepeinigt werden, weil sie Zwietracht statt Frieden stifteten u. s. f. Giganten heizen ein Thal, wo er seinem Vater begegnet, der bis an die Weichen in einem Fasse heissen Wassers stehen

¹ Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit XXII (1875), S. 72 ff.

² Migne, Patrologiae c. c. CXXV, pag. 115 ff.

³ Bibl. rerum Germ. III, pag. 252.

⁴ Baluzzi, Capitularia Regum Francorum II, p. 109.

⁵ Monumenta Germaniae, Epistolae III, pag. 403.

⁶ Surius, Vitae Sanctorum, 25. october.

⁷ Monumenta Germaniae, Scriptorum I, 433.

⁸ Monumenta Germaniae, Scriptorum X, 458.

muss, einen ganzen Tag. Dann erst darf er in ein zweites mit einem lauen Bade treten, eine Abwechslung, die er nur der Verwendung des heil. Remigius und Petrus verdankt. Ganz könne er daraus erst errettet werden, wenn die gesammte Geistlichkeit des Reiches für ihn flehe. Auch für Karl selbst wären an seiner Seite zwei solche Schaffe bereitet, wenn er nicht Busse thue, während, durch die gleichen Heiligen bereits befreit, sein Oheim Lothar auf einem ungeheuren Topas, königlich geschmückt, im Paradiese sitzt, neben seinem Sohne Ludwig, dem Karl das Reich übergeben soll.

Wir haben damit zwei wichtige Aeste unseres Baumes bis zu den äussersten Zweigen hinaus verfolgt, wo sich an ihre Blätter, gleich den schweren Träumen an die Ulme Vergils, die Visionen fiebernder Mönche und die Gesichte politischer Schlauköpfe schmiegen. Nun ist es unsere Aufgabe, einem dritten, noch viel mächtigeren Seitentheile nachzugehen, der seine Kraft aus dem Boden der Insel der Heiligen, dem grünen Irland, holte, in dessen Legenden der Glaube des Volkes mehr zur Geltung kommt als in den eben betrachteten individuellen Schöpfungen vom Gebiete des Karolingischen Reiches. Vielleicht war schon in den vorhergehenden Träumen Manches aus der nationalen Mythologie der nordischen Völker verflochten. Ich, dem dafür alle Kräfte fehlen, muss die Entscheidung darüber abermals Anderen überlassen und möglicherweise ist es sogar mehr als ungerechtfertigt, wenn mir bei dem Regenbogen, der von der Erde zum Himmel führt, die Asenbrücke Bifrost einfällt, über welche die Götter nach Walhall ziehen und die einst zusammenbrechen wird, wenn Muspells Söhne kommen und darüber reiten werden. Wo sich Stellen finden, die in die Reihe unserer Vorstellungen passen, hat sich die neuere Forschung für ihren christlichen Ursprung entschieden, so bei dem noch vor wenig Jahren zum guten Theile als heidnisch in Anspruch genommenen Muspilli, das dem Gesinde Satans Feuer und Finsterniss, den in den Himmel kommenden aber Licht ohne Schatten, Herberge ohne Sorgen verspricht.

Auch die düsteren Schreckbilder der Völuspö von der Hölle sind nicht aus dem Bestande der germanischen Halja geholt sondern es wird bei gelegentlicher Verwerthung volksthümlicher Elemente ebenfalls christlich sein, wenn die Seherin verkündet:¹

Es ergiesst sich von Osten mit Schwertern und Dolchen	durch giftige Thäler die schäumende Slidr.
— — — — —	
Einen Saal sah ich stehen, auf Nastrand, die Thüren durchs Rauchloch strömte denn die Wände des Saals Durchwaten dort sah ich meineid'ge Männer und Mordgesellen [und solche, die andrer dort sog Nidhogg der Wolf zerriss Menschen	der Sonne fern, nach Norden gerichtet; ein Regen von Gift, sind umwunden von Schlangen. wilde Ströme Eh'frau'n verführten]; an entseelten Leibern, — könnt ihr weit'res verstehen?

Ganz und gar über unsere Ziele hinaus aber liegt das vollständig christliche Solarljöd, das vermuthlich erst dem XVII. Jahrhundert angehört.² Wir können daraus höchstens entnehmen, wie zähe sich die alten Bilder im Gedächtnisse des Volkes erhielten, wenn der Vater darin seinem Sohne von Höllenflüssen spricht,³ sowie dass er auf schierem Sande liegen und sieben Unterwelten durchwandern muss, wo versengte Vögel, die Seelen, wie Mücken umherfliegen und Drachen flügelschlagend in die glühenden Gassen kommen. Traurige Weiber müssen dort unablässig mit blutigen Steinen mahlen und ihre blutigen Herzen hängen von ihren Brüsten zu langem Leide nieder. Meineidige haben blutige Runen auf der Brust; die Nichtigem nachgestrebt haben, irren weglos in der Oede; Diebe schleppen Bürden von Blei und den Raubmördern durchbohren giftige Schlangen die Brust. Die den Sonntag

¹ Strophe 36 ff.

² Golther W., Handbuch der germanischen Mythologie, S. 474.

³ Strophe 42 ff.

entheiligten, sind mit ihren Händen an glühende Steine genagelt. Den Lügner hacken die Höllendraken die Augen aus, während den Männern, die manchen Schatz Gott zu Liebe gegeben haben, himmlische Kerzen über ihren Häuptern lichterloh brennen und über den Köpfen der Almosenspendenden Engel die heiligen Schriften lesen. Himmelsstrahlen wiegen die zärtlichen Söhne ihrer Mütter ein und, die sich kasteit haben, denen waschen himmlische Mädchen alle Flecken aus der Seele.

Das Alles im Auge, wird es uns den irischen Legenden gegenüber fast zu Muthe, als ob sich hinter ihren dunklen Blättern ein gut Stück alten Heidenthums verbärge und als ob es nur die zauberkräftige Mistel zu entdecken gälte, die unsere Augen dafür sehend machte. Zimmer hat es in seinen Keltischen Beiträgen¹ aufgezeigt, wie im Rahmen der christlichen Lehre die heidnischen Vorstellungen der Iren vom Leben nach dem Tode Raum gewannen und wie der schlichte Abt Brandan zum Odysseus und Mittelpunkt uralter Märchen wurde, für den ein dichtender Klosterbruder die Abenteuer alter Seefahrer zustutzte. Das Land, das er sucht, die terra repromissionis, ist das unbekannte Wunderland, nach dem alle Seehelden in den Erzählungen zielen.

Fern im Westen des Oceans wieder, wo die Sonne untergeht, suchen sie es. Dreimal fünfzig Inseln, von Meerrossen umspielt, liegen dort beieinander und jede einzelne ist zwei-, auch dreimal grösser als Irland. Ihre Gefilde prangen in verschwenderischer Blumenpracht. Apfelbäume gibt es mit silberweissen Zweigen, buschig von Blüthen, und die Moore sind mit Sträuchern bewachsen, die aussehen wie Purpur. Ströme von Süssigkeit fliessen durch die Auen, das Beste an Meth und Wein bietend, und auf einer der Inseln steht ein Baum mit zahlreichen Vögeln, die durch reinsten harmonischen Gesang die Tageszeiten verkünden. Ewig lebende, selige Wesen sind ihre Bewohner, die keine Bedürfnisse haben, weil sie an nichts Mangel leiden. Ihre Feste dauern ewig. Wettspiele wunderbarer Art werden veranstaltet. Zank und Streit entsteht nicht; denn die Menschen sind ohne Fehl und Makel, Alter und Tod naht ihnen nicht.

Die beste der Inseln aber ist die der Frauen mit ihren lieblichen und liebeseligen, weiblichen Wesen, die all den kühnen Helden, die durch das Wogengebrause die Fahrt zu ihren immergrünen Gärten gewagt haben, die süsseste Freude in ihren Armen geniessen lassen, ohne Ende. Vielleicht ist es ein Abglanz davon, der auf dem bisher noch unerklärten Bilde der Weltlust des Meisters *M* im Escorial ruht.

Das und die Hoffnung auf ein anderes Leben, freilich ohne moralische Seite, ohne Vergeltung, scheint es gewesen zu sein, worin die classischen Schriftsteller eine Uebereinstimmung der Vorstellungen der Kelten mit den Lehren der Pythagoräer sahen und das den Alexander Polyhistor² die Galater geradewegs zu Schülern des Pythagoras machen lässt.

Wenn wir die Erzählungen betrachten, wie sie uns Zimmer im Auszuge mittheilt, so finden wir Manches, das einen noch belebteren mythologischen Hintergrund verräth und das nur anders gefärbt ist. Ein grosser, feuriger Müller, ungeschlacht, kamm dunkel und hässlich tritt darin auf und steckt, wie es scheint, fast Alles, was es auf der sichtbaren Welt an Kleinodien, Schätzen und Heerdenbesitz gibt, in den Mund seiner Mühle. Denn jedes Ding, um das Streit in der Welt entsteht, kommt dort hinein; dafür ist er der Höllmüller. Ein riesiger Reiter muss auf feurigem Rosse durch die Wogen reiten, weil er es seinem Bruder gestohlen und am Sonntag gebraucht hatte. Von Inseln wird berichtet, wo sich auf der einen Seite todte Menschen, auf der anderen Lebende befinden, die schrecklichen Lärm und gewaltiges Wehgeschrei erheben, wenn die rothleuchtenden Wogen des feurigen Meeres über sie hinweggehen. Gross und gewaltig ist die Pein, in der sie schweben, und eine Schaar von ihnen hat eiserne Füsse. Anderswo werden Menschen auf glühenden Steinen geröstet und feurige Spiesse gehen durch sie. Vielfarbige Vögel erscheinen. Es sind die Seelen derer, die aus der Hölle zum Sonntag kommen. Ein Mann, der am Feiertage arbeitete, muss zur Strafe mit feurigem Spaten graben; Lästermäulern reissen dunkle Vögel mit feurigen Schnäbeln und rothen, feurigen Krallen Fleisch aus dem

¹ Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur, Bd. XXXIII, S. 280 ff.

² Fragment 138.

Leibe und brennen sie. Einem Bauern, der am Sonntag Holz trug, sind glühende Kohlen aufgeladen und in einem feurigen Salzsee stossen sich die Frevler mit ihren Köpfen.

Aus solchen Quellen hat der Verfasser der *Navigatio Brandani* geschöpft und wer weiss es, was es zu bedeuten hat, dass er seinen Helden im Meere auf einem nackten Felsen den Judas treffen lässt, wo ihn die Wogen peitschen und wo ihm ein aufgehängter Lappen bei jedem Windstosse vor die Augen schlägt. Dem Heiligen erklärt es der Verräther freilich damit, dass ihm die unendliche Barmherzigkeit Christi hier Sonntags und an grossen Feiertagen auf diese Art Erholung gönnt von den unbeschreiblichen Qualen, die er mit Herodes, Pilatus, Annas und Kaiphas unter der Woche im Felsen leiden muss, wo er brennt wie ein Klumpen Blei.

Wie weit sich das von mancher Seite betonte National-Mythologische im Fegefeuer des heil. Patrik erstreckt, einer der beiden grössten und für uns wichtigsten Höllenschilderungen, auf die ich nun übergehen will, weiss ich nicht zu sagen. Vielleicht ist es hier blos der Ort einer heidnischen Hadesfahrt, der zum Wallfahrtsziele für Alle geworden ist, die sich durch den darin gewährten Anblick der Reinigungsmittel eindringlich zur Umkehr von ihrem sündhaften Leben bewegen lassen wollten. Es ist freilich nur dem Ritter Owein geglückt, etwas davon zu erfahren. Was er aber sah, reichte aus, um schon durchs Hörensagen belastete Gewissen zur Reue zu stimmen.

Lebend werden die Sünder dort im Feuer gebraten und mit eisernen Stäben geschlagen, dass ihnen die Eingeweide heraustreten und sie vor Schmerz in die Erde beissen. Schlangen nagen an ihren Gliedern, feurige Kröten von ungeheurer Grösse sitzen ihnen auf der Brust, fressen mit hässlichem Maule in ihrem Busen und ziehen ihnen das Herz daraus hervor. Auf einem Felde sind Menschen mit so viel glühenden Nägeln festgenagelt, dass auch nicht ein Fingerbreit an ihnen unverletzt ist. Auf einem anderen Plane hängen an feurigen Ketten mit Händen, Armen und Haaren die Sünder, Kopf nach unten, in Schwefelflammen und andere sind mit Augen, Ohren, Nasen, Mund, Brüsten und Schamtheilen an eisernen Haken aufgehängt. Wieder andere werden an feurigen Bratspiessen von Dämonen gedreht und einige müssen verschiedene flüssige Metalle schlucken. Hiebe gibt's und alle Leiden, die man sich nur ausdenken kann.

An einem weiteren Orte kochen die Höllenbraten in ungeheuren Pfannen und das Rad des Ixion hat sich in eine riesige eiserne Haspel verwandelt, mit Spitzen und glühenden Nägeln, an denen die armen Opfer hängen und woran sie so schnell durch das Feuer, darin die untere Hälfte des Rades läuft, geschwungen werden, dass man von ihnen fast nichts unterscheiden kann. Auch das schon bekannte Badehaus taucht auf, aber mit so viel Badegruben im Boden, dass man dazwischen nicht durchschreiten kann, und alle sind mit siedendem Blei gefüllt. Ein hoher Berg erhebt sich und darauf erscheinen Schaaren, die der Sturmwind in den eisigen Fluss an seinem Fusse treibt, wo es noch überdies Teufel gibt, die sie fleissig darin untertauchen. Dann öffnet sich der Schlund der Hölle, aus dem der stinkendste Rauch pustet und die Seelen, der Asche gleich, mit sich führt, die abermals von Dämonen getreulich beachtet und in den Abgrund wieder hineingefegt werden. Dann kommt die Brücke, die zum Paradiese führt, wie Glatteis spiegelnd und schlüpfrig, mit dem brausenden Schwefel- und Feuerstrom darunter. Schon ist Owein darüber und hat an der goldenen Mauer des himmlischen Jerusalems den Duft des Paradieses eingesogen, der ihm alles Leid, das er bestanden hatte, vergessen liess; schon haben ihn die schöngekleideten, Palmen tragenden Menschen, die dort Gott Lob singen, zu sich geladen, als ihm eine Stimme ins Leben zurückzukehren befiehlt.

So grauenhaft und so wirksam, selbst auf die verhärtetsten Gemüther, diese Höllenschilderung auch erscheinen mag, sie ist nichts im Vergleich zu der, die der Ritter Tondalus gibt und die in ungemainer Verbreitung die Anschauung von den Qualen der Verdammten allen Ländern vermittelte.¹ Drei Tage weilte Tondalus verzückt im Jenseits, wohin seine Seele zitternd und wirre gekommen war, bestürmt von der Unzahl der höllischen Geister aber beschirmt von seinem Schutzengel, dessen Stimme er hier zum ersten Male weinend vernimmt. Von allen Strafen soll er verkosten aber in keiner, so will

¹ Siehe die *Visio Tnugdali* in ihren verschiedenen Ausgaben von A. Wagner und O. Schade.

es Gottes Barmherzigkeit, für ewig verbleiben, was die Teufel veranlasst, die Gerechtigkeit des Allmächtigen in wüthenden Worten zu lästern.

«Mit seinem Führer[†] gelangt er durch dichte Finsterniss in ein schreckliches Thal, voll glühender Kohlen, mit einem sechs Meter dicken Himmel aus glühendem Eisen bedeckt. Auf diesen ungeheuern Deckel regnen unaufhörlich die Seelen der Mörder, wo sie, von der furchtbaren Hitze durchdrungen, schmelzen wie der Speck in der Pfanne und, flüssig geworden, durch das Metall durchsickern wie Wachs durch ein Tuch und auf die darunter liegenden Kohlen herabtröpfeln, wo sie in ihren früheren Zustand zurückkehren, um neue Qualen zu erdulden. Weiterhin ist ein Berg von wunderbarer Grösse, voll Schrecken, in weiter Einsamkeit. Man erreicht ihn auf einem schmalen Pfade, auf dessen einer Seite sich stinkendes, dunkles Feuer, auf der anderen Hagel und Schnee befindet. Der Berg ist voll von Teufeln, mit Hacken und Dreizacken bewaffnet, welche die Seelen der Intriganten und Wortbrüchigen anfallen, welche auf jenem Pfade dahinwandeln und sie hinabstossen und mit ewigem Wechsel aus dem Eis ins Feuer und aus dem Feuer ins Eis werfen. Dann folgt ein anderes Thal, so dunkel, dass man seinen Grund nicht sehen kann. Die Luft ist voll Gebrüll durch den Sturz eines Schwefelflusses, welcher da unten strömt, und durch das fortwährende Geheul der Verdammten, während die Luft mit unerträglich stinkendem Rauche erfüllt ist. Die gegenüberliegenden Wände dieses Schlundes verbindet eine Brücke von tausend Schritt Länge und nicht mehr als einem Fuss Breite und ungangbar für die Hochmüthigen, welche von ihr in die endlosen Qualen hinabstürzen. Nach langem und mühsamem Wege erscheint der entsetzten Seele eine Bestie, Acherous genannt, grösser als die grössten Berge und von schauderhaftem Aussehen. Ihre Augen sind wie zwei brennende Hügel und das Maul so ungeheuer gross, dass es 1000 bewaffnete Männer fassen könnte. Zwei Riesen halten wie zwei gewaltige Säulen dieses Maul offen, aus welchem ein unauslöschliches Feuer hervorquillt. Von einem Heere von Teufeln angetrieben und gezwungen, stürzen sich die Seelen der Geizigen in die Flammen, dringen ins Maul und werden aus dem Maule in den Bauch des Ungeheuers hinabgeschlungen, von wo man das Geheul von Myriaden Gequälter hört. Dann folgt ein grosser, gefährlicher Sumpf voll schrecklicher, brüllender Thiere, über welchen eine Brücke, zwei Meilen lang und eine Spanne breit, starrend von spitzen Nägeln, führt. Die Thiere sammeln sich längs der Brücke, Flammen auspeiend, und verschlingen alle Seelen, welche herabfallen, nämlich die von Dieben und Räubern. Aus einem ungeheuren runden, einem Schmelzofen ähnlichen Gebäude brechen Flammen, welche noch in 1000 Schritt Entfernung die Seelen treffen und brennen. Vor den Thoren, mitten im Feuer, stehen teuflische Henker, mit Messern, Sichel, Bohrern, Beilen, Karsten, Schaufeln und anderen Werkzeugen, womit sie die Seelen der Gefräßigen schinden, köpfen, durchbohren, viertheilen, zerstückeln, um sie dann ins Feuer zu werfen. In dem Hause des Phristinus, wie es heisst, herrscht Hunger, den nichts stillen kann. Dann kommt der Ort, wo die Wollüstigen bestraft werden, deren faulende Schamtheile von Würmern erfüllt sind, Männer und Weiber, Laien und Geistliche, und diese leiden noch grössere Strafe als die anderen. Ferner sitzt dort auf einem gefrorenen Sumpfe eine scheusslichere Bestie als alle anderen, mit zwei Füssen, zwei Flügeln, langem Hals und eisernem Schnabel, welche unlöschbares Feuer speit. Dieses Thier verschlingt alle Seelen, welche ihm nahe kommen, verdaut sie und gibt sie als Koth wieder von sich. Dieser Seelenschmutz fällt dann auf den gefrorenen Sumpf, wo jede Seele wieder ganz und darauf sogleich schwanger wird, sie sei Mann oder Weib. Die Schwangerschaft nimmt ihren natürlichen Verlauf und diese Zeit stehen die Seelen auf dem Eise, während ihre Eingeweide von dem Product der Empfängniss zerrissen werden. Wenn ihre Zeit gekommen ist, gebären sie, sowohl Männer wie Weiber, und zwar scheussliche Bestien mit Köpfen von glühendem Eisen, spitzen Schnäbeln und von Dornen wie Angeln starrenden Schwänzen. Diese Bestien dringen aus allen Theilen des Leibes hervor und beim Hervorkommen zerreißen sie das Fleisch und die Eingeweide und ziehen sie hinter sich her, kratzend, beissend, brüllend. Ihre Schamtheile sind selbst Schlangen, die ihnen die

[†] Ich gebe das Folgende nach dem Auszug bei A. Graf, Naturgeschichte des Teufels, deutsche Uebersetzung von R. Teuscher, Jena, S. 313 ff.

Weichen zu zerreißen trachten: dies ist die Strafe der Wollüstigen, vorzüglich derjenigen, welche in den Dienst Gottes traten und dann ihr Fleisch nicht beherrschen konnten. In einem anderen entfernteren Thale sind viele Schmieden und unzählige Teufel in Gestalt von Grobschmieden, welche die Seelen mit glühenden Zangen fassen und auf glühende, fortwährend durch Blasebälge belebte Kohlen werfen; wenn sie dann glühend und hämmerbar geworden sind, ziehen sie sie mit grossen eisernen Haken aus dem Feuer, fassen ihrer 20, 30 oder selbst 100 zusammen, werfen die feurige Masse auf die Ambose und hämmern lustig darauf los. Die so zusammengeschweisste Masse werfen sie durch die Luft anderen, nicht weniger schrecklichen Schmieden zu, welche sie wieder mit ihren Eisenzangen fassen und das Spiel von Neuem beginnen. Und diese Strafe heisst Vulcanus. Tondalus selbst wird der Strafe unterworfen, die für die bestimmt ist, die Sünde auf Sünde häufen. Wenn sie die furchtbare Probe bestanden hat, gelangt die Seele an die Oeffnung des letzten und tiefsten Höllenschlundes, an Gestalt ähnlich einer viereckigen Cisterne, woraus eine riesige Feuer- und Rauchsäule hervorbricht. Eine Unmasse von Seelen und unzählige Teufel fliegen in dieser Feuersäule wie Funken umher, um dann in den Schlund zurückzufallen. Hier, in der äussersten schrecklichen Tiefe des Abgrundes, befindet sich der Fürst der Finsterniss selbst, auf einem ungeheuern eisernen Rost ausgestreckt und festgebunden und von Teufeln umgeben, welche die unter ihm prasselnden Kohlen mit Blasebälgen anfachen. Er ist von riesiger Grösse, schwarz wie ein Rabe, er rührt in der Finsterniss tausend Arme, mit eisernen Klauen daran, und entrollt einen gewaltigen Schwanz, ganz mit spitzen Pfeilen besetzt. Das entsetzliche Ungeheuer zittert und windet sich, schäumend vor Schmerz und Wuth, fährt mit seinen tausend Händen durch die dunkle Luft, die ganz mit Seelen erfüllt ist, und wenn er eine Anzahl davon erfasst hat, drückt er sie in seinen verbrannten Mund aus, wie es ein durstiger Bauer mit einer Weintraube macht; dann seufzt er und bläst sie wieder von sich; wenn er wieder einathmet, zieht er sie alle wieder ein. So werden diejenigen bestraft, welche nicht auf die Barmherzigkeit Gottes gehofft oder nicht an Gott geglaubt haben, und ebenso alle anderen Sünder, die erst eine Zeitlang die anderen Qualen ausstehen müssen und dann endlich dieser letzten unterworfen werden, welche ewig dauert.»

Nachdem Tondalus alles dies mitgemacht hat, verschwand plötzlich der Gestank und die Finsterniss. Es wurde wieder Licht und seine Seele fasste freudige Hoffnung. Sie kamen zu einer hohen Mauer, die eine Menge Männer und Frauen umschloss, die unter Regen und Wind Durst und Hunger litten, weil sie den Armen nichts gegeben hatten. Einige Jahre mussten sie hier bleiben, bis sie eingehen durften zur ewigen Ruhe. Dann traten sie durch ein Thor auf ein schönes, blühendes und duftendes Feld, wo eine Unzahl jauchzender Männer und Frauen versammelt war und an dem Brunnen des Lebens stand. Das waren die, welche zwar den Qualen der Hölle entgangen waren, die sich aber noch nicht ganz die Gemeinschaft mit den Heiligen verdient hatten. Ferner sahen sie ein prächtiges Haus aus Gold und Edelsteinen, ohne Fenster, aber innen voll Glanz. Dort sass auf herrlichem Throne ein König und um ihn her drängten sich Priester und beugten vor ihm die Kniee, weil er sie im Leben reich bedacht hatte. Doch thaten sie dies nicht beständig; denn da er seine Ehe gebrochen und sonst viele Schuld auf sich geladen hatte, musste er drei Stunden täglich im Feuer bis an den Gürtel stehen. Vorwärts schreitend gelangten sie an eine silberne Mauer, wo, in weissen Kleidern, die Gott dienten, die ihre Ehe nicht befleckt sondern ihre Familien gut geleitet und auch der Armen nicht vergessen hatten. Hinter einer goldenen Mauer sassen auf goldenen, edelsteinbesetzten Thronen, in seidnen Gewändern, die Märtyrer und Enthaltamen. Die Mönche und Geistlichen wohnten in purpurnen Zelten, von woher liebliche Musik ertönte, die Engel besorgten, indem sie zwischen den an goldenen Ketten vom Himmel herniederhängenden silbernen Stäbchen, Cymbeln und Schellen hindurchflogen und sie mit ihren Flügeln streiften, dass sie erklangen. Unter einem herrlichen Baume mit köstlichen Früchten, dem Bilde der Kirche, waren in goldenen und elfenbeinernen Zellen die Schützer und Erbauer der Gotteshäuser beisammen und schliesslich liessen sich hinter einer Mauer, noch schöner als alle bisherigen, die neun Chöre der Engel blicken. Auch seinen Patron begegnete er, den heil. Patrik, — er wäre ja sonst kein guter Irländer gewesen — und muss damit in seinen Körper zurück, um darauf das Kreuz zu nehmen und ein frommes Leben zu beginnen.

So schwere Früchte hat nun unser Baum wohl freilich niemals mehr getragen; doch kam an ihm gar mancher Spätling noch zur Reife, woran die Höllenphantasie sich reichlich laben konnte. Ich will davon nur einige wenige zur Probe reichen. Der Knabe Wilhelm, der nach Vincent de Beauvais¹ mit 15 Jahren das Fegefeuer durchschritt, sah dort erwachsene Leute in Kesseln so lange kochen, bis sie Gestalt und Grösse eines neugeborenen Kindes hatten. War das geschehen, so nahm man sie mit glühenden Fleischgabeln heraus, wodurch sie rasch wieder ihr früheres gealtertes Aussehen erlangten und den Process von Neuem durchmachen konnten. Th. Wright² meint, dass hier eine Erinnerung an die Geschichte der Medea, wie bei der Vision Karls des III. an den Faden der Ariadne und bei den verschiedenen Höllenschmieden an Vulkans Werkstätte, mitspiele. Ich glaube aber, dass für die Kessel eher biblische Stellen massgebend waren, wie Jeremias 1, 13, oder besonders Ezechiel, cap. 24, wo der Herr Jerusalem mit einem siedenden Topf vergleicht: »O der mörderischen Stadt, die ein solcher Topf, da das Angebrannte darinnen klebet«, und dem Propheten befiehlt: »Trage nur viel Holz her, zünde das Feuer an, dass das Fleisch gar werde, und würze es wohl, dass die Markstücke anbrennen.« Kessel und Töpfe sind ja auch später noch, unabhängig von classischer Ueberlieferung, ein Haupteinrichtungsgegenstand der höllischen Küche, wo es oft gar heiss hergeht und wo Einer, wie wir gesehen haben, kalt und warm muss vertragen können. Des Teufels russiger Bruder im Märchen, der ihre Kessel sieben Jahre lang betreute und sich mit tüchtigem Heizen des Satans Zufriedenheit erwarb, wüsste davon ein Liedlein zu singen. Und dass die Opfer wieder jung und ganz werden, das geschieht in jenem Reiche immer; sonst wäre ja auch die Strafe zu Ende. Dagegen ist es eine Erinnerung an ein historisches Ereigniss, wenn in der Vision des Mönches von Evesham³ die Sünder, wie einst Regulus von den Karthagern, in einem Fasse voll spitziger Nägel gerollt werden.

Wo eine Stadt mit Allem derart wohl versorgt ist, fehlt's schliesslich auch an einem Theater nicht. So versichert uns wenigstens Thurcill,⁴ der den Kobolden eine ganz besondere Vorliebe für das Bühnenspiel zuschreibt und es mit ansah, wie sie das Stück der Sieben Todsünden über die Bretter gehen liessen, wobei die Frevler in der Rolle ihres lasterhaften Lebens auftraten, die Teufel aber als Schlussact mit ihnen die Strafe aufführten, die ihnen für ewig zudedacht war.

Ganz übergehen will ich alle rein italienischen Visionen, da ich von ihnen, so sehr sie auf die Kunst ihres eigenen Landes wirkten, keinen Einfluss auf unsere Künstler behaupten könnte. Ich denke dabei hauptsächlich an die des Alberich,⁵ aus der ich nur den Wald mit den hohen Bäumen erwähnen will, die von Stacheln starren und an deren spitzen Aesten die Weiber aufgespiesst sind, die mutterlosen Kindern ihre Milch verweigert hatten, wofür sie jetzt zwei Schlangen an jeder Brust säugen müssen. Auch sei der Predigt Gregors des VII. vor Nicolaus IV. kurz gedacht, der mit Alberich in der Hölle wieder die Leiter sah, auf deren glühenden Sprossen die Sünder auf- und absteigen müssen und von der sie am Ende in den glühenden See zu Füssen der Treppe stürzen, sowie des Giacomino da Verona, welcher der Stadt Gottes, dem himmlischen Jerusalem, das höllische Babylon, nach der Apokalypse, gegenübersetzt. Sie und die grösste aller Visionen des Jenseits, die göttliche Komödie, wirkten erst in viel späterer Zeit auf die Maler der Niederlande. Ebenso glaube ich von der Erörterung Abstand nehmen zu dürfen, wie Paradies und Hölle für sich und im Zusammenhange mit dem Jüngsten Gerichte in Miniaturen oder in Reliefs und Fresken der gothischen Dome von Frankreich und Italien geschildert wurden; denn auch sie blieben für die ohne künstlerische Tradition schaffenden, näheren und entfernteren Nachfolger der van Eycks sämmtlich gleichgiltig.

Nur eines Elementes muss ich noch gedenken, des satirischen. So wie sich unter den Händen der Troubadours das Paradies allmählig dem Schlaraffenlande näherte, so wussten diese Freunde des ausgelassenen Humors bald auch in die Hölle einen komischen Zug zu bringen, der gewiss nicht ganz verloren ging. Es hat sicherlich seine Wirkung nicht verfehlt, wenn Raoul de Houdaing in seinem

¹ Speculum historiale, lib. XXVII, cap. 84 ff.

² St. Patricks Purgatory, pag. 31.

³ Vinc. de Beauvais, Spec. hist., lib. XXIX, cap. 6 ff.

⁴ Th. Wright, St. Patricks Purgatory, pag. 41 ff.

⁵ Dante, Padua 1822, vol. V, pag. 284 ff.

Songe d'enfer eine grosse Tafel schildert, zu der er einst von Beelzebub geladen wurde, der überhaupt Niemand kränkend von seinem Tische weist sondern an der Seite von Aebten, Bischöfen und Mönchen alle freundlich daran willkommen und sich des prächtigen Mahles und seiner feinen Zurüstung freuen heisst. Als erfahrener Wirth weiss er selbst dem verwöhntesten Geschmacke der Leute von der fünften Todsünde Rechnung zu tragen, indem er die Tische mit der Haut von Wucherern und die Teller mit Tüchlein aus dem Leder alter Huren decken lässt, so wie es von ihm wohl überlegt ist, wenn er gespickte, fette Wucherer, Zungen von falschen Zeugen, Räuber und Mörder als Ragout, liederliche Dirnen in der Brühe, am Spiesse gebratene Ketzler und nach was Leckeren allem man Verlangen tragen kann, auf seine Speisekarte setzt. Wir können seinen Hofstaat auf unseren Bildern gar oft so schwelgen sehen.

Und damit will ich meine Fahrten durch die Hölle enden, in der es vielleicht noch manchen Winkel gäbe, aus dem man Interessantes holen könnte. Doch erlahmte im Allgemeinen, wie im Alterthume, so auch im Mittelalter, nachdem die grossen Unterweltsgemälde fertig standen, die Phantasie der Dichter und sie fangen an, einander auszuschreiben. Für unsere Zwecke, glaube ich, genügt das Beigebrachte und schliesslich, um mit Dante zu sprechen,

Ich bin Aeneas nicht, ich bin nicht Paulus;
Nicht ich noch Andre glauben dess mich würdig:
Und wenn ich dennoch hinzugehen wagte,
So, fürcht' ich, wäre thöricht meine Reise.



Fig. 12. Aus dem Bilde mit dem heil. Hieronymus von H. Bosch. (Wien, kais. Gallerie.)

Das so Herangereifte erntete die grosse Masse des Volkes im Mysterienspiele und in der Predigt. Das Mittelalter, das mit seinem steten Streben, all' seine Mittel auf ein einzig Bauwerk aufzuwenden, auch die Lehre von Christi Menschheit, Priesterschaft und Königthum in ein grosses Drama gedrängt hatte, erfand für seine Aufführung eine Bühne, die zur Darstellung des Jüngsten Gerichtes durch die Maler und Bildhauer in fortwährender Wechselbeziehung stand. Hier wie dort umfasste der Beschauer mit demselben Blicke Himmel, Erde, Fegefeuer und Hölle und, in welchen Regionen auch die Handlung gerade spielte, hier wie dort griff ein Ereigniss in das andere. Drum will es mir

immer so vorkommen, als ob es nur an der mangelhaften Vergleichung mit der Litteratur läge, wenn bis jetzt so manche Darstellung des Endgerichtes noch nicht genügend aufgeklärt ist. Doch ist das nicht unsere Sache. Was uns davon berührt, sind nur Details, obschon so wichtige, wie gleich der gräuliche Höllenrachen, der das untere Stockwerk der Mysterienbühne bildete und das schauerliche Thor verkleidete, durch das die Teufel, allein oder mit ihrer Beute, aus- und einzufahren pflegten. War in den deutschen Osterspielen dieser Höllenrachen anfangs nur ein Fass, das Satan zu seinen tollen Sprüngen genügen musste, so bildete sich mit der zunehmenden, reicheren Ausstattung bald das charakteristische Löwenmaul oder Drachenhaupt heraus, das beständig wie ein gieriges Ungeheuer auf- und zuschnappte, Rauch und Flammen spie, und zwar derart natürlich, dass sich daran einst zu Seure in der Bourgogne der Satan das Gesäss verbrannte.¹

Einen grossen Rauch zu machen, verlangte auch der Adam von Tours,² in dem es weiter ganz naiv noch heisst: »Und wenn die Teufel einen eingebracht haben, soll in der Hölle mit Kesseln und mit Pfannen so gelärmt werden, dass man es draussen wohl vernähme.« Man sieht also, wie verbreitet und gewöhnlich die Vorstellung von der höllischen Küche war. Die Verdammten aber hatten die

¹ Jubinal, Les mystères inédits, pag. XLIII.

² Dafür und für das Folgende siehe Petit de Julleville, Les mystères, pag. 394 ff.

heilige Pflicht, zu heulen, was sie konnten, und wer sich einer guten Stimme erfreute, musste vor den anderen laut und helle klagen. Auch Feldschlangen löste man darein, den Lärmen zu vergrössern.

Ich habe schon früher auf die Keime der bildlichen Darstellung des Höllenschlundes hingewiesen und möchte hier nur noch ein Detail nachtragen, das, wie auf der Bühne, so auch auf Fresken und Reliefs, ein ständiges ist, das Schleifen der Sünder an dem Seile, das sie Alle, wie ein Netz die Fische, umfasst und nicht entrinnen lässt. Hier könnte man an Stellen, wie z. B. den Psalm 17, 6, gemahnt werden, wo David spricht: »Der Höllen Bande umfingen mich und des Todes Stricke überwältigten mich (Dolores inferni circumdederunt me: praeoccupaverunt me laquei mortis).« Das Seil selbst jedoch ist ein gar langes und, was es begriff, war so ziemlich Alles, was die Welt an Ständen zählte und was das Volk dem Teufel in die Klauen wünschte: den babest und den kardenal, patriarchen und legat, dye den luten geben bosen rat, konig und keyser . . . grafen und fursten . . ., rittere und knechte, dye sint (dem Lucifer) alczue-mal rechte.«¹ Sie müssen ihm die grossen Lücken in der Hölle füllen, die durch den Auszug der Erzväter nach Christi Abstieg in den Limbus entstanden sind, und drum befiehlt der Höllenfürst dem Satan in demselben Auferstehungsspiel: »bring mir her an dinem seyl die scephhin mit dem orteyl, den phaffen mit der blatten, den monch mit der kappen, den Bierschenken, den Bäcker, den Fleischer, den Weber, den Müller mit dem Metzen, den will ich zu hinterst in die Hölle setzen«, und, wie sie alle heissen mögen, von denen sich das Volk stets mehr oder minder geschoren fühlte.

Allerlei für die Kunst werthvolle Zufälligkeiten mögen sich auch ergeben haben, als man mit der Aufführung der Mysterien aus der Kirche herausgetreten war und sie oft auf den Friedhöfen spielte, wobei man aus den Domen selbst, als dem Himmel, die heiligen Personen auf den irdischen Schauplatz schreiten liess. Da lag es nahe, dass ein Künstler das gothische Kirchenthor als Paradiesespforte in sein Gemälde übertrug und seine Giebel und Balustraden mit singenden und musicirenden Engelschaaren bevölkerte, wie es Memling auf seinem Bilde in der Marienkirche zu Danzig that, an das wir stark erinnert werden, wenn wir lesen, dass bei dem Einzug der Königin Isabelle zu Paris im Jahre 1389 Gottvater, der Sohn und der heil. Geist, umgeben von Kindern des Chores als Engeln, die gar lieblich sangen, über dem Thore von St. Denys sass, von wo zwei Engel, als die Sänfte der Königin darunter weggetragen wurde, niederschwebten, um ihr eine goldene Lilienkrone aufs Haupt zu setzen.² Einem besseren Kenner der Litteratur mögen dazu noch manche Parallelen geläufig sein.

Im Mysterienspiele waren die Teufel Hauptpersonen und man nahm seine ganze Phantasie zusammen, sie ihrer Würde gemäss herauszuputzen. Rabelais beschreibt uns ihren Aufzug: Die Teufel waren eingehüllt in Wolfsfelle und Häute von Kälbern und Widdern, besetzt mit Schöpsenköpfen, Hörnern von Rindern und umgürtet mit breiten Riemen, an denen Kuhglocken und Maultierschellen hingen und einen schrecklichen Lärm verbrachten. Fackeln trugen sie in den Händen u. s. f.

Diese Schilderung übertreffen noch an Scheusslichkeit die erhaltenen Masken, von denen ich eine, die aus dem XVI. oder XVII. Jahrhundert stammt und sich im Innsbrucker Ferdinandeum befindet, hier nebenan zum Vergleiche abbilde (Fig. 13). Sie zeigt am besten, wie man Alles aufbot, den



Fig. 13. Teufelsmaske
im Innsbrucker Ferdinandeum.

¹ Siehe: Das Auferstehungsspiel bei Mone, Altdeutsche Schauspiele, Bibliothek der gesammten deutschen National-litteratur, Bd. XXI.

² Chronique de Sir Jean Froissart, lib. IV, cap. 1 (citirt bei K. Hase, Das geistliche Schauspiel, S. 15).

Teufel, der einst an Schönheit die ganze Engelschaar überstrahlt hatte, so hässlich, als es nur anging, hinzustellen, und wie man mit innerem Behagen bestrebt war, den bösen Feind damit recht bitterlich zu kränken. Schriftsteller und Dichter blieben bei diesem Wettstreite nicht in letzter Reihe und ich brauche blos an die Schilderung des Antichrists in der Esdra-Apokalypse zu erinnern und ihr zwei Beispiele gegenüberzustellen, um es begreiflich zu machen, dass der Teufel allen Grund hatte, sich bei dem bekannten Meister von Ferrara zu bedanken, der ihn zu malen pflegte mit schönem Angesichte, schönen Augen, schönen Haaren, ohne Vogelfüsse, ohne Hörner, so dass er sich's zur grossen Schmach hätt' rechnen müssen,¹ hätte er an Artigkeit von jenem Künstler sich besiegen lassen und hätt' er ihm das heiss ersehnte Mittel vorenthalten, sich die Treue seines jungen Weibchens zu bewahren, — ein Mittel, das, obschon ganz sicher, nur leider wie alle Geschenke der Hölle kaum zu brauchen war. Das erste Beispiel, das ich wähle, ist die Stelle in der Vision des Klosterschülers Ansellus,² wo es, zur Noth ins Deutsche übertragen, von ihm heisst: Da steht er da mit schwarzen Zähnen und mit aufgelöstem Haar, mit Bärenfüssen, Löwenklauen, blutigrothem Augenpaar. Das andere wiederhole ich aus der Höllenfahrt des Tondalus, dem er, als ein Mensch gebildet, aber schwarz wie ein Rabe in der schrecklichsten Tiefe des Abgrundes erschien, viele zwanzigfingerige Hände mit eisernen, spiesslangen Nägeln rührend, bewehrt mit ehernem Schnabel und einem rauhen Schweife voll spitzer Stacheln, die armen Verdammten zu quälen. Auf glühendem Roste sitzt er, seinem Throne, und regiert das verwaiste Scepter Plutos, den Zweizack, der sich in seinen Händen natürlich auch verwandelt und zur glühenden Fleischgabel wird. Wie die Engel sich um den Stuhl Gottvaters stellen, geordnet nach Kräften und nach Tugenden, so schaaren sich um seinen Sitz die Teufel, gleichfalls abgestuft, jedoch nach Sünden und nach Lastern. All' ihre Eigenschaften und Attribute aufzuzählen, wäre unmöglich. Ihre Erscheinung ist veränderlich bis ins Unendliche und es würde ein langer Weg sein, wollte man ihrer Entwicklung nachgehen, bis zurück zu den feurigen Männern in Platons Republik, die vor altersgrauen Zeiten im antiken Hades ihr Geschäft besorgten.

Ogleich ihn bisher noch Niemand Schritt für Schritt gewandelt ist, so scheint er mir doch allzu ausgetreten, als dass ich ihn abermals verfolgte. Ich will daher nur jene Punkte namhaft machen, bei denen, wie ich glaube, Andere nicht genügend lang verweilten oder die von ihnen niemals noch berührt worden sind.

Satan, die alte Schlange der Genesis, der Drache der Apokalypse, nahm in der Phantasie der Gläubigen bald die Gestalt sämtlicher reissenden Thiere an. Zunächst des Löwen, gemäss den Worten des ersten Petrusbriefes (cap. 5, v. 8): »Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge«, sowie des Wolfes, mit dem die falschen Propheten verglichen werden (Matth. 7, 15). Dass er sich im Schweine, dem unreinen Thiere der Juden, am liebsten aufhielt, wenn er gerade nicht in einem Menschen wohnen durfte, war auch bereits in der Schrift zu lesen, worauf dann die Einsiedler in der Wüste fast kein Thier mehr kannten, kein wildes und kein zahmes, in das er sich nicht verwandelt hätte, um ihre Ruhe zu stören und sie von ihren geistlichen Uebungen durch Schreck und Peinigung abzuhalten. Deshalb erscheint er den frommen Männern und Frauen das eine Mal als Aethiopier;³ das andere Mal kommt er mit seinen Schaaren, als Scorpione, Spinnen, Kröten, Frösche, Schnecken, über sie und das bis ins XV. Jahrhundert hinein, wo er diese ihm schon so oft missglückten Mittel noch einmal an der heil. Coleta versucht.⁴ Er fällt ihnen Allen damit herzlich lästig und dennoch würden sie seiner kaum geachtet haben, ausser im Augenblicke der ersten Verblüffung, wenn er nicht noch eine gefährlichere Verkleidung geliebt hätte und noch liebte, indem er wehrlosen Coelibatären als schönes Weib gegenübertritt, das vor den im ewigen Kampfe mit ihrem Fleische liegenden Büssern bald alle Reize seines herrlichen Leibes enthüllt,

¹ Ariosts Liebescapitel, Capitoli amorosi, metrisch übersetzt von S. G. Laube, Glogau, Günter, 1824, 8°.

² Du Meril, Poésies populaires latines, pag. 210.

³ Siehe: Legenda aurea, cap. XXI: De Sancto Antonio, cap. XXX: De Sancto Juliano, Acta Sanct. II, 55. Sancta Afra in Acta Sanct. 7. März; S. Perpetua u. s. f.

⁴ Siehe: Acta Sanct. VI, pag. 572 ff.

bald als neckender Succubus unter der Matte ihres Bettes sich bewegt.¹ Es ist, als ob sich Frau Venus, von der undankbaren Welt verstossen, gleichfalls in die Wüste zurückgezogen hatte, um gerade an ihren ärgsten Widersachern zu erproben, welche Macht ihr noch verblieben wäre, seit sie mit dem ganzen Olymp aus der heiteren Höhe in die finsternen Gründe der Hölle verbannt war. Dass mit ihr dann gelegentlich der muntere Pan daraus hervorsprang und in seinem geliebten Reviere sich austobte, dass, wie er, flüchtige Centauren die Wege der Einsamen, freundlich oder feindlich, kreuzten,² kann uns zu einer Zeit nicht Wunder nehmen, wo sie ihre Heimat noch nicht allzu lange verlassen hatten. Und so schlichen denn schliesslich auch die Lamien, Empusen, die Strygen, die Lemuren und alle anderen Gespenster des Nachtgrauens zu ihren alten Plätzen zurück und behaupteten sich dort, nicht mehr aus eigener Macht, aber als Dienerinnen des Höllenfürsten, der sie mit den übrigen einst über Alles mächtigen Himmlischen als seine Kinder adoptirte. Aus ihren Zügen stellte er sich seine Maske zusammen und lieh sich dazu noch das Gewand der nordischen Götter, als er auch mit ihnen durch die Kirche Bekanntschaft machte. Von da an gleicht er bald dem Wuotan als Graumann und gemantelter wilder Jäger, bald dem Donar, von dem er den rothen Bart ererbte.³ Auch manch' lieber Kobold und Hausgeist, an dem nur etwa die Enten- oder Ziegenfüsse die geisterhafte Natur verriethen, musste sich sein rothes Hauskappchen mit ein Paar Hörnern vertauschen lassen und hüpfte nun mit im wilden Heere an der Seite von Frau Holda, der milden, gnädigen Göttin, die unter den Händen der Christen zur hässlichen, langnasigen, grosszahnigen und struppigen Kinderscheuche geworden war.

Nicht lange dauerte es, so hatte man es weg, dass der Teufel Wechselbälge und Kielkröpfe mit den Weibern der Menschen erzeuge, zu denen er noch die alte Liebe hegte wie einst, wo er drum den Himmel verlor, und die er, nach wie vor, mächtige Zauberkünste lehrte und sie zu Hexen machte. Freilich waren damals Riesen die Frucht der sündhaften Liebe gewesen; jetzt sind es nur mehr Missgeburten, gräulich anzusehen, wie eine mit Wolfskopf und Schlangenschwanz 1275 zu Toulouse die 56jährige Herrin von Labarthe zur Welt brachte und sich damit den Scheiterhaufen verdiente.⁴ Das Alles hat, wie wir auf den Bildern sehen, unseren Künstlern reichen Stoff zur Nachbildung gegeben.

Aber nicht nur entthronte Götter und Geschöpfe einer übermenschlichen Macht bezogen das Reich der Finsterniss, das Volk und die Künstler machten sich selbst tagtäglich neue Wesen dazu, um die Schrecken des Abgrundes zu mehren, und ruhten nicht, bis sie ihr Aussehen aufs Absonderlichste gestaltet hatten.

Das Lieblingsspiel der griechischen Phantasie, Grottesken zu bilden, d. h. Gestalten mit kaleidoskopartig verworfenen, vervielfältigten, unterdrückten oder vertauschten Gliedern, blieb noch weit hinein ins Mittelalter in allgemeiner Gunst, nachdem schon längst die letzten Spuren antiken Lebens und Dichtens verlöscht waren. Aus den hellenistischen Wunder- und Reiseromanen hatte die neue Zeit eben soviel Stoff dafür ererbt, dass sie nicht müde wurde, »in zerstreuem Spiele mit den kühnsten Erfindungen einer launenhaften Einbildungskraft alle Formen und Lebensbedingungen der wirklichen Welt auf den Kopf zu stellen.«⁵ Wie das kam, hat uns E. Rohde in seinem Buche über den griechischen Roman auseinandergesetzt und es ist nothwendig, dass wir auch darauf einen flüchtigen Blick werfen; denn nur auf diese Weise wird uns Vieles klar und begreiflich werden, was in unserer Kunst bis jetzt, wo man es gar nicht berücksichtigt hatte, kaum oder schlecht verstanden wurde.

»Der kleine, helle, wohlbekannt Winkel im Mittelmeere« erschien seit unvordenklicher Zeit in den Erzählungen der Schiffer, die von ihren weiten Reisen zu seinem sichern Strande heimgekehrt waren, von einer wilden, nebelhaften Welt voll Schrecken und voll grausiger Gebilde umgeben, die jeden dahin Verschlagenen in kaum zu überwindende Gefahren verstrickten. Die Zurückgebliebenen lausch-

¹ *Legenda aurea*, cap. XVIII: De Sancto Macario.

² *Legenda aurea*, cap. XV: De Sancto Paulo eremita.

³ Grimm, *Deutsche Mythologie* II, 860.

⁴ Rosskoff, *Geschichte des Teufels* I, S. 346.

⁵ E. Rohde, *Der griechische Roman*, S. 172 ff.

ten den märchenhaften Berichten der kühnen Abenteurer mit Andacht und die Dichter bildeten das Gehörte zu einem künstlerischen Ganzen aus, das bald, an die Person eines Helden sich knüpfend, der Hauptinhalt der Sagenkreise von der Heimfahrt des Odysseus und von den Zügen der Argonauten wurde, wo uns schon fast alle jene Ungethüme und halbmenschlichen Fratzen begegnen, die Kyklopen, Lästrygonen, die Skylla und Charybdis, die Halbhunde, Makrokephalen und Pygmäen, die goldhütenden Greifen und einäugigen Arimaspen, die mit den Gestalten der altgriechischen Mythen, den Phorkynen und Gorgonen, von nun an die Grenzen der Erde bevölkern müssen.

Die vordringende Forschung schob freilich diese Grenzen immer weiter hinaus, gegen Süden und Südosten. Sie hob damit aber die Existenz unserer Fabelwesen nicht auf, sie verscheuchte sie nur in immer unbekanntere Gegenden, bis schliesslich Indien als das Land aller Wunder galt. Damit bekam das Seltsame zugleich auch frischen Zuwachs, indem die Eingebornen den Reisenden aus dem Vorrathe der mit dem Ungeheuerlichen so vertraulich spielenden indischen Volksdichtung neue Wunder mittheilten, wodurch ihre Reiseberichte zu halben Märchenbüchern wurden. Neben den alten Gespenstern tauchen nun bei Ktesias, Megasthenes und Herodot die Menschen mit den langen Ohren auf, die ihnen zur Kleidung dienen und mit denen sie sich beim Schlafe zudecken; die Leute mit einem Fusse, auf dem sie mit wunderbarer Schnelligkeit dahinhüpfen und den sie, wenn sie Hitze verspüren, auf dem Rücken liegend, als Schattenspender gebrauchen; die seltsamen Wesen, die, trotz ihrer nach hinten gedrehten Füsse mit je acht Zehen, wie der Wind laufen; die siebenköpfigen Drachen und die anderen wunderlichen Thiere, die Alle, von dort fein säuberlich herausgeschält und in eine eigene Art alexandrinischer Schriftwerke, in die gelehrten Sammlungen der Paradoxa, zusammengestellt, immer stärker das Interesse für sich in Anspruch nahmen, sodass es keinen Roman mehr gab, der nicht — sollte er lesenswerth sein — die Fülle davon enthielt.

Grössere und kleinere daraus erhaltene Bruchstücke überbieten sich in der Verkündigung des Unglaublichsten, werden aber alle ausgestochen von dem unter dem Namen des Kallisthenes überlieferten Volksbuche von dem Leben und den Thaten Alexanders des Grossen, das in Alexandrien zur Ptolomäerzeit entstanden ist und worin die Verfasser nicht müde werden, den Zug des Königs durch die Gebiete aller möglichen und unmöglichen Ungethüme zu schildern. Weiber, so gross wie drei ansehnliche Männer, mit wilden Gesichtern und fürchterlichem Aussehen, den ganzen Leib mit Haaren gleich einem Wildschwein bewachsen, begegnen dem grossen Eroberer und schrecken seine Truppen mit ihren Augen, die wie die Sterne funkeln. Ihre Füsse sind denen eines wilden Esels ähnlich und mit ihren über eine Elle langen Nägeln zerfleischen sie alle ihnen in die Nähe Kommenden. Kolossale Ameisen brechen in sein Heer ein und rauben ihm Leute und Thiere. Menschen, gegen 24 Ellen hoch, mit sehr langen Hälsen sowie Händen und Füssen wie Sägen jagt er durch einen Wald, worauf er wieder andere findet, die sechs Hände und ebensoviele Füsse besitzen. Er erreicht das Land der Hundsköpfe, das Geschöpfe bewohnen, die, der Gestalt nach Menschen, den Kopf von einem Hunde besitzen, und erlebt es, dass ein riesiger Krebs aus dem Meere auftaucht und ein gefallenes Pferd mit sich in das Wasser zieht. An einem Flusse scheuchen seine Soldaten Vögel auf, die, wenn man sie berührt, Feuer sprühen, erlegen Thiere mit sechs Füssen, drei, fünf und sechs Augen, während kleine Menschen, die nur einen Fuss Höhe und Schafschwänze haben, von ihnen laufen gelassen werden. Ameisen, eine Hand breit, Scorpionen, eine Elle lang, leben am Ganges; Fledermäuse, grösser als Tauben und mit Zähnen bewaffnet, machen dem Heere hart zu schaffen und sogar Leute ohne Köpfe, denen die Augen und der Mund auf der Brust gewachsen sind, solche mit Stierhäuptern und Löwenantlitzen zeigen sich, wohingegen zwei Vögel mit Menschengesichtern dem Alexander vor dem Lande der Seligen die Umkehr befehlen.

Wie gern gerade diese Schrift im Mittelalter gelesen wurde und welche Nachahmung sie fand, ist bekannt. Sie ist es auch, die diese Litteraturgattung dem Mittelalter überlieferte und sie in einem von seinen Lieblingsbüchern, dem Alexanderliede des Pfaffen Lambrecht, wieder aufleben machte. Dabei beschränkte man sich nicht auf das alte Inventar sondern erfand in jeder Bearbeitung neue Monstra hinzu und liess in den Romanen von den irrenden Rittern auch andere Helden, den Herzog

Ernst, Heinrich den Löwen, Apollonius von Tyrland und Reinfried von Braunschweig mit ihnen Sträusse bestehen.

Aus den classischen Dichtungen waren aber die Fabeln schon früher im grossen Circulus vitiosus in die Werke der Philosophen, der Geographen, Historiker, Aerzte, Grammatiker und Redner eingekehrt und hatten sich aus dem Reiche des Märchens auf der Erde fest und bleibend angesiedelt. Der grosse Doctor Plinius, um nur Einen zu nennen, hat sie sammt und sonders in seine Naturgeschichte aufgenommen, zum Zeugniß dafür, wie er sagt, dass die Macht und Erhabenheit der Natur in ihrer ungläublichen Mannigfaltigkeit fast nicht zu begreifen ist. Durch ihn erfahren wir aus anderen Quellen noch, dass in Albanien Menschen mit grünen Augäpfeln geboren werden, die schon von Kindheit an graue Haare haben und bei Nacht besser sehen als bei Tag; dass es bei den Illyriern welche gäbe, die in jedem Auge zwei Augäpfel haben, und dass in Indien die Styriten wohnen, denen nur Löcher an der Stelle der Nase und wie Schlangen gekrümmte Füsse zu eigen sind. Das Sonderbarste aber ist, dass an den äussersten östlichen Grenzen, an den Quellen des Ganges, das Volk der Mundlosen haust, denen kein Mund zu Theil wurde, die ihren durchaus behaarten Körper in die Wolle von Blättern kleiden und die nur vom Athmen und vom Geruche, den sie durch die Nase einziehen, leben, was Alles die sinnreiche Natur sich zum Scherze und uns zum Wunder vollbracht hätte.

Auch hier war es wieder Lucian, der den allzu gelehrten Herren ein wenig die Zöpfe schüttelte und ihnen zum Spotte in seiner Wahren Geschichte Dinge erzählte, die den bekannten, nicht leicht zu füllenden Lügensack auf Einmal bis an den Rand vollgebracht hätten. Er wollte auf seiner Entdeckungsreise einen Wein führenden Fluss gefunden haben und daran hinwachsend eine wunderbare Art von Reben, die unten am Boden aus einem sehr kräftigen und dicken Stamme bestanden, weiter nach oben hinauf aber in die Leiber von schönen Mädchen übergingen, die mit ihnen so verbunden waren, wie man die Daphne malt. Aus ihren Fingerspitzen sprossen Schösslinge, die voller Trauben hingen, und sogar um ihre Köpfe schlangen sich statt der Haare Weinranken mit Laub und Trauben. Wen sie küssten, der ward trunken, und wen sie umarmten, wie sie, ein Weinstock. Ein Wirbelwind hätte ihn zum Monde geführt, wo er mit seinen Gefährten von Leuten festgenommen wurde, die ungeheure dreiköpfige Geier ritten, so gross, dass jede ihrer Schwungfedern dicker und länger als der Mastbaum des grössten Kauffahrteischiffes war. Dort machte er den Feldzug gegen die Sonnenbewohner mit und lernte dabei eine Cavallerie auf Vögeln kennen, die ihrerseits wieder statt der Federn über und über mit Lattichblättern bewachsen waren, sowie Schützen, die auf elephantengrossen Flöhen gallopirten. Helme aus Bohnenhäuten und Schuppenpanzer aus zusammengenähten Hülsen von Feigbohnen machten ihre Rüstung aus. Auf Seite des Feindes gab es ungeheure Ameisen und riesige Stechfliegen als Reitthiere, Truppen, die mit fürchterlichen Rettichen schossen oder Spiesse aus Spargelstängeln führten, Menschen mit Hundeköpfen, die auf geflügelten Eicheln einhersprengten, sowie Wolkencentauren, halb Mensch, halb Ross.

Alle die Mondbewohner lebten von nichts Anderem als von dem Geruche der gebratenen Frösche, die bei ihnen in ganzen Schaaren in der Luft herumflogen, und ihr Fuss lief in eine einzige Zehe aus, an der wieder kein Nagel sass. Ueber dem Gesässe war jedem ein grosser Kohlstrunk wie ein Schwanz aus dem Leibe gewachsen, der stets grün blieb und nie abbrach, selbst wenn sie darauffielen. Ihr Bauch diente ihnen statt eines Ränzels, das sie nach Belieben öffnen und schliessen konnten und worin sie ihre Bedürfnisse bei sich trugen. Es fand sich dort auch keine Leber noch sonst ein Eingeweide vor sondern die ganze innere Seite war dicht mit Pelz und Wolle bewachsen, so dass die neugeborenen Kinder, sobald sie froren, sich hinein verkrochen. Kaum, dass er dieses Abenteuer glücklich hinter sich hatte, schluckte sein Schiff ein Walfisch, in dessen Leibe er ein gefräßiges Volk mit Aaläugen und Krebsgesichtern und ein anderes, das halb Mensch, halb Eidechse war, sowie Leute mit Krebsarmen und Thunfischköpfen, Schaalschwänze und Schollenfüssler erblickte, die ihre Kämpfe mit Fischgräten ausfochten. Im weiteren Verlaufe seiner abenteuerlichen Reise begegnete er den Korkfüsslern, die ohne unterzusinken rasch über die Wogen liefen, und Seeräubern, die mit vieler Sicherheit auf ihren Delphinen sassen, obschon diese wie Pferde wieherten und ausschlugen. Sie beschossen ihn mit Tintenfischen

und Krebsaugen. Mit Verwandten des Minotaurus, dreibeinigen Hirschen, deren Vorderfüsse in einen zusammengewachsen waren, mit Weibern, unter deren Gewändern Eselsfüsse hervorsahen, kam er in Berührung und es ist ein Glück für uns, dass er sein Versprechen nicht hielt, in den nächsten Büchern zu erzählen, was er weiter auf dem festen Lande sah.

Trotz dieser Spöttereien waren jedoch unsere Wunderthiere noch lange nicht in das Reich der Fabel verbannt. Auch die Theologen hatten über sie noch ein Wort zu sprechen und kein Geringerer als der heil. Augustinus warf in seinem Werke »De civitate dei« (lib. XII, cap. VIII) die Frage auf, ob es solche Ungeheuer wirklich gäbe und ob sie wohl von Adam oder Noahs Söhnen stammten. So geschah es, dass die Sache wieder bitterer Ernst wurde und dass alle diese Scherze, Missverständnisse und Ausgeburten der menschlichen Phantasie in den Physiologus, später in die Encyklopädien und in ein eigenes Buch, den »Liber de monstribus«, übergingen, allen Nationen von Aegypten bis Island, von Persien bis Spanien bekannt und von ihnen für wahr gehalten wurden. Auf den wunderlich verschlungenen Wegen der Sage, vielleicht durch die Kreuzfahrer, kamen aus dem Oriente neue Elemente hinzu, z. B. das in den Romanen von den irrenden Rittern so beliebte Volk mit den Kranichschnäbeln; die Weltkarten verzeichneten ihre Gebiete und schliesslich durfte, wie einst im Alterthume, kein Reisender auf Achtung Anspruch machen, der mit ihnen nicht zusammengetroffen war. Der sonst so gewissenhafte Marco Polo umgeht sie nicht ganz und der Ritter Mandeville (Montevilla), der 1322 auszog, den Orient zu bereisen, lässt es zum Mindesten hie und da unentschieden, ob er sie selbst gesehen hat oder ob er nur Gehörtes wiedergibt. Seine Reisebeschreibung, die bald ein Volksbuch aller Länder wurde, hat gewiss viel dazu beigetragen, die aufgeführten Gestalten überall einzubürgern.

Dass sie keine Geschöpfe Gottes sondern Teufelskinder waren, wusste er gleichfalls schon und so heisst es auch in den Dichtungen, z. B. im Reinfried von Braunschweig, von den zuletzt erwähnten Schnäbelleuten:

ein grôzes breites her was dô
komen von Agrippe.
sî mohten vil wol sippe
dem tievel sîn, des waen ich wol,
ob ichs mit urloup sprechen sol,
wan sî wâren ungestalt.¹

Der alte Drang der Antike, Grottesken zu bilden, hat sich also bis hinein ins Mittelalter erhalten und, was für uns das Wichtigste ist, seine Schöpfungen haben sich unmerklich mit dem Teufel verknüpft und jenes Höllengesindel ins Leben gerufen, das bei unseren Malern in geradezu unübersehbarer Menge auszurücken pflegt, wenn irgendwo für sie ein Opfer fällt.

Aber nicht nur, was Fleisch und Blut hat, fand bei ihnen Aufnahme. Auch das Leblose schlangen sie in ihren Reigen; denn der Teufel kann sich in Alles verwandeln. Er und seine Schaaren belagern den Menschen in jeglicher Gestalt und wie Einer, wenn er ins Meer eintaucht, ringsum, unten und oben von Wasser umgeben ist, ebenso umströmen ihn von allen Seiten die Dämonen.² Aus jeder Ecke, aus jedem noch so harmlosen Gegenstande gucken sie hervor und suchen ihn zu necken. »Diversis quippe speciebus et imaginibus hominum vel bestiarum, aut aliarum rerum transformantur daemones, quatenus diversis modis animas hominum affligant«, heisst es im VI. Capitel der Vision des Alberich.³

Auch dafür lagen die Keime in den classischen Märchen und Fabeln. Die Geräte des täglichen Lebens, die ohnehin vielfach menschliche Formen und ihre Theile Namen nach menschlichen Gliedern hatten, belebten sich und wurden zu bald getreuen, bald ungetreuen Hausgenossen, die über Welt und Menschen philosophirten oder gar ein Gemeinwesen für sich bildeten, wie die Lampen, deren Stadt Lucian auf seiner Reise ebenfalls besuchte. Er fand sie in den Strassen, auf dem Markte, am Hafen

¹ Bartsch, v. 19392 ff.

² Abt Richalmus, citirt bei Rosskoff, Geschichte des Teufels I, S. 335.

³ Dante ed. della Minerva V, pag. 300.

geschäftig hin und her laufen, sah, wie die Meisten von ihnen, ohne Zweifel die ärmere Classe, nur klein und unscheinbar waren, während man einige wenige an ihrem hellstrahlenden Lichte als die Grossen und Mächtigen erkannte. Jede hatte ihr eigenes Haus, das heisst ihre Laterne, ihren eigenen Namen, wie die Menschen, und man hörte sie auch in einer Art Sprache mit einander reden. In der Mitte der Stadt befand sich ihr Rathhaus, wo ihre Bürgermeisterin die ganze Nacht durch sass und eine Lampe nach der anderen beim Namen rief und die, welche nicht sogleich erschien, zum Tode verurtheilte, das heisst auslöschen liess. Auch seine eigene Lampe traf er unter ihnen an und erfuhr von ihr, wie es in seinem Hause stand.

In derselben Weise tummeln sich in den Lügensprüchen und Märchen des Mittelalters die unbelebten Dinge ganz ebenbürtig unter und mit den Lebendigen herum. Ein Pflug ackert ohne Ross und Rind, ein Wagen geht vor dem Zugthiere, Ambos und Mühlstein schwimmen über den Rhein; Liebchaften gibt es und Heirathen von altem Sattelgeschirr, Bräupfanne, Korb und Kohlensack, die vor Lust leuchten wie der liebe Tag, und dergleichen mehr. Das wunderreiche Schlaraffenland kennt das Alles zur Genüge. Dort fliegen Einem die Hühner gebraten in den Mund und die Gans geht völlig gar umher, trägt das Messer im Schnabel und den Pfeffer im Nabel. In der tollen Lügenfastnacht laufen alle Gattungen des Widersinnigen und Ungereimten bunt durcheinander, ohne sichtbaren Zweck und Zusammenhang, die Ungethüme tauchen auf, rennen sich an und verschlingen sich wie die Bilder des Sonnenmikroskopes. Die Thiere treiben es wie die Menschen, zwei Krähen mähen eine Matte, zwei Frösche dreschen miteinander, zwei Geisse heizen einen Ofen und eine rothe Kuh thut Brot hinein. Die Welt verkehrt sich und gebiert Wunder über Wunder. Ein Käfer ficht mit seiner Hellebarte und erschlägt den König von Frankreich, worüber eine Fledermaus heftig weint; eine Meise thut einen Kolbenschlag, dass die ganze Welt erhallt; ein Krebs bläst ein Jagdhorn; ein Laubfrosch baut ein Ritterhaus auf einem Pfirsichstein; ein Rabe, der hoher Minne pflegt, gehet hin zum Tanze und tritt den Reihen, des freuet sich der lichte Mai — es sind, wie Uhland bemerkt, Arabesken und Miniaturen ganz im Stile der Randzeichnungen und gemalten Buchstaben alter Pergamenthandschriften.¹

Wer es unternehmen wollte, die Miniaturen sorgfältig durchzusehen, wie sie jene früher besprochenen Reisebeschreibungen, Ritterromane und Wundergeschichten begleiten, z. B. die Schriften des Marco Polo und sechs anderer berühmter Reisenden auf der Bibliothek zu Paris, ein Hauptdenkmal der niederländischen Malerei aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts,² die »Livres des Merveilles du monde« vom Jahre 1355, das Missale des Pierre de Raimbaucourt vom Jahre 1323 auf der Bibliothek im Haag³ sowie die von A. Michiels in Douai erwähnten,⁴ und sie beständig mit der Litteratur vergleichen möchte, würde bald Einsicht in das seltsame Gebiet der Drollerien bekommen und zugleich merken, dass die Satire, die Spitze gegen bestimmte Personen und Stände, nicht eigentlich zum Wesen dieser Kunstgattung gehört sondern etwas Zufälliges, Nebensächliches ist. Die Drollerien sind weiter nichts als Grottesken, die unter dem Einflusse der Dichtung entstanden, lange bevor sich die verschütteten antiken Malereien dem Blicke der Künstler darboten. Und nichts Anderes als Grottesken und Drollerien sind auch die Leute ohne Rumpf und Beine, die bei Bosch und Genossen mit ihren gleich aus dem Halse herauswachsenden Füßen in der höllischen Landschaft herumstapfen, der Bienenkorb, der sich auf dem Bilde des Mandyn zu Douai auf die Erde hingelegt hat und mit behenden Füßen die Zither schlägt, das Knäblein mit dem Pferdeschädel und dem Messer in seinen Krötenfingern, der Kopf mit nur einem Bein, das er wie eine Kaulquappe bewegt, auf der Versuchung des heil. Antonius desselben Meisters beim Fürsten Corsini in Florenz, der Krug und Topf, der, auf dem Bilde des H. Bosch im königlichen Palaste zu Lissabon Fuss und Hand bekommen hat und aus seinem Mundloch Wasser speit, der dicke Wanst ohne Kopf, mit dem Messer im Bauche, die Ungeheuer mit Trichtern als Helme u. s. f., was des verrückten Zeuges sonst noch jeder Beschreibung spottet.

¹ Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. III, S. 224.

² Waagen, Kunstwerke und Künstler in Paris, S. 331 ff.

³ Woltmann und Woermann, Geschichte der Malerei I, S. 351.

⁴ Histoire de la peinture flamande I, p. 453.

Das Unheimliche, das dem Allen dabei anhaftet, hat manchmal auch schon die Volksdichtung. So wenn die Hauskobolde in der Gestalt kleiner Männlein mit einem Schlachtmesser im Rücken erscheinen, das sie als die Seelen Ermordeter bezeichnen soll, wenn der Zauberer Oller aus Schweden die weitesten Meere auf einem besprochenen Todtenbeine durchschiff¹ und die Katze, aufrechtstehend, mit einem Lichte in den Vorderpfoten dem Salomon bei Tische leuchtet.²

Daneben machte die Natur den Anwohner der See mit einer ungeheuren Menge von abenteuerlichen und gräulichen Wesen aus der Tiefe des Wassers bekannt, die dann mit in die drei unterirdischen Naturreiche eingereiht wurden. Der Missgeburten habe ich bereits gedacht und so erübrigt es mir nur mehr, einen Blick auf die Krüppel und höllischen Spielleute zu werfen. Sie mögen als arges Gesindel, schon wegen des üblen Rufes, in dem alles fahrende Volk stand, dort ihren angemessenen Platz gefunden haben, auch wenn man ihrer Künste nicht bedurft hätte; denn die Pfeifer und Lautenschläger, sagt ein eifriger Frommer des Mittelalters, »sind des Teufels Messner, die mit ihren Pfeifen und Lauten die Anderen zusammenrufen«, und der Bruder Berthold von Regensburg heisst einen Spielmann geradezu zum Teufel, als seinem Genossen, gehen.³ Spielleute werden von den Hexen ihren Versammlungen beigezogen. Sie müssen ihnen zur Mahlzeit und zum Tanz aufpfeifen, wobei sie auf einem Knüttel oder Katzenschwanz blasen oder auf Pferdeköpfen spielen und auf Todtenschädeln geigen.⁴ Bei unseren Meistern tragen sie Schellen und Kappen gleich den Kobolden und bekommen damit wieder eine Beziehung zur Mythologie, wie vielleicht auch die gelegentlich auftretenden, aus Rinden geformten Weiblein, in denen wir möglicherweise die schlecht verstandenen uralten Holzweiblein zu erblicken haben. Es ist gar nicht auszudenken, was Alles in diese Kunstgattung hineingespielt haben mag. In einem Dichter- und Künstlerkopfe findet schliesslich Jegliches wieder seinen Ausdruck und es scheint, als ob nichts, was Einmal gedacht oder gefühlt wurde, zu Grunde ginge. So haben mich auch immer die irischen Miniaturen mit ihrer wilden Ornamentik von Drachenleibern, die sich durch- und ineinander schlingen, an jene, durch Plinius überlieferte, keltische Mythe vom Schlangenei gemahnt,⁵ die uns schildert, wie die Schlangen des Sommers an einsamem Orte in ungeheurer Anzahl sich versammeln, sich um einander winden und aus dem Gifte, das sie speien, und aus dem Geifer, der aus ihren Leibern dringt, ein Ei erzeugen, das den, der es sich zu verschaffen weiss, die Gunst der Richter und Könige sichert.

Auch die Stelle im Beowulf rufen sie mir stets in die Erinnerung, wo die Schildingenmänner an den wogenden Moorgrund sich setzen

Und sehen im Wasser der Seedrachen Wurmvolk
Seltsam gewunden im Sumpfe sich wälzen
Und nieder sich kauern an Klippennasen.

Die sonderbaren Farben, die endlich Thiere und Menschen auf den Bildern annehmen, mögen nicht minder mit den Sagen und mit dem Volksglauben im Zusammenhang stehen, z. B. dass alle Leute im St. Martinslande grün sind.⁶

Als den zweiten Weg, auf dem das Volk mit der Hölle und ihren Einrichtungen vertrauter wurde, habe ich die Predigt bezeichnet, die schon seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, nach der Gründung des Dominikaner- und Franziskanerordens, dadurch einen ungeheuren Aufschwung nahm, dass sich die beiden Orden geradezu die Aufgabe gestellt hatten, in dem Volke den erschlafften Sinn für Religion und Sitte zu wecken. Mit was hätten sie dabei grösseren Eindruck auf die rohen Gemüther machen können als mit der Schilderung des Jenseits, die mit den Worten des Buches der Rügen:

¹ Saxo Grammaticus, Hist. Dan., lib. 5.

² Salomon und Markolf, bei Hagen, Narrenbuch, S. 247.

³ A. Kuhll, Geschichte der altdeutschen Dichtung, S. 43.

⁴ Grimm, a. a. O., S. 998 und 1002.

⁵ H. D'Arbois de Jubainville, Cours de littérature celtique I, p. 106. Plinius ed. J. Sittig, l. XXIX, cap. III, sect. 12.

⁶ Siehe die Belegstellen dafür bei Th. Wright, St. Patricks Purgatory, pag. 83 ff.

Nobis sonat sermo vester
 Nunc de Judith, cras de Hester
 — — — — —
 Vel de poenis animarum
 Non injuste damnatarum,
 Tunc de gaudio justorum
 Vel de planctu reproborum.¹

ihr Lieblingsthema gewesen sein muss. Und sie schilderten und malten so eindringlich und anschaulich, dass, wenn der Bruder Berthold auf die Schrecken des Jüngsten Gerichtes zu sprechen kam, Alle wie die Binsen im Wasser erzitterten.²

Ein letzter Ausläufer ihrer Kunst ist vielleicht die »Erschröckliche Beschreibung der Höll«, die der berühmte Pater Martinus a Cochem zwei Jahrhunderte nach Bosch als Anhang zu seinem Grossen Leben Christi lieferte und die für die Art und Weise, wie man die heilige Schrift behandelte, geradezu charakteristisch ist. Ich will daraus nur zwei Proben mittheilen, die mir gerade, ohne besondere Auswahl, zur Hand sind. Die Worte des Propheten Ezechiel (32, 23):

»Ringsumher sind ihre Gräber in dem Untersten . . .«

legt er dahin aus, dass es nicht nur viele Gruben und Gräber in der Hölle gäbe sondern dass dort »ein absonderlicher höllischer Kirchhof wäre, auf welchem gewisse Sünder in absonderlichen engen Gräbern lägen, in welchen sie kein Luft noch Athem schöpfen sondern alle Augenblick gleichsamb ersticken und von der grausamen Hitz, Rauch, Gestanck und giftigen Dämpffen, darmit dise Gräber angefüllt seyen, verbrinnen und zerschmelzen möchten. In etlichen Gräbern aber ligen jhrer so vil so hart zusammen gepackt, dass sich Keiner wegen noch regen kann; und müssen also in alle Ewigkeit zusammengepackt verbleiben und sich selbst zerfressen und mit jhrem eigenen Gestanck zerpainigen« (S. 59). Ebenso lässt der Herr die Verdammten nicht blos Hunger und Durst leiden »sondern O grausen! an statt der Speiß vnnd Tranck lasst er sie mit Krotten vnnd Schlangen speisen vnnd mit Gifft vnnd Gall tränken. Ja er lässt jhnen von den Teufflen gantze becher voll brinnendes Bech vnnd Schwefel, Gifft, Gall, geschmolzen Ertz vnnd Bley, so grausamblich zum Mund hineingiessen, das jhr gantzes Ingeweid mit heftigster bitterkeit vnnd Hitz erfüllt wird. Disz will S. Joann. andeuten, als er in seiner Offenbahrung am 14. also spricht: ‚Wer das Thier anbettet, Der wird trincken von dem Wein des Zorns Gottes, welcher gemengt ist in dem Reich seines Zorns, vnnd der Rauch seiner Tormenten wird aufsteigen in Ewigkeit.‘ Ingleichen spricht auch Moyses (Deut. 32): ‚Ihr Wein ist Trachengall, vnd vnheilsames Natern-Gifft.‘«

Es wäre langweilig, alle die Beweise durchzugehen, die der gestrenge Kapuzinerpater aus der heil. Schrift für den üblen Geruch, der in der Hölle herrscht, die Maden, die Bestien im stinkenden Flusse, die Foltermaschinen, die höllischen Küchengeräthe u. s. f. entnommen hat. Die Proben mögen genügen, um zu zeigen, wie man die Bibel auslegte. Und wie wird sie noch ausgelegt worden sein von den gefürchteten Predigern, deren Bussreden auf keinem Blatte verzeichnet wurden. Da dürften gewiss nicht minder schauderhafte Geschichten zu hören gewesen sein wie bei den Improvisationen auf der Mysterienbühne an den Stellen, wo die Handschriften, die uns die Texte überliefern, aussetzen, um der lustigen Person das Wort zu lassen, und lakonisch bemerken: »Stultus loquitur.«

Dass die Uebersättigung der Phantasie mit solchen Dingen schliesslich auch von selbst in der Kunst hätte zur Explosion kommen können, ist selbstverständlich. Doch gab es auch äussere Anlässe dafür, dass das gerade zu Boschs Zeit geschah. Damals hatte die Furcht vor dem Teufel, seinem Reiche und seinen Verbündeten abermals einen Höhepunkt erreicht. Die Kirche, die während des Mittelalters

¹ Herausgegeben von Karajan, S. 12.

² Gervinus, Deutsche Dichtung I, S. 474, Anm.

den Kampf mit dem Kaiserthum und hierauf mit den Ungläubigen geführt hatte, wandte sich jetzt gegen ihre Gegner im Innern und suchte der Herrschaft des Satans im eigenen Lager ein Ende zu bereiten. Wir stehen im Zeitalter der Ketzer- und Hexenprocesse. Johann VIII. hatte mit seiner am 5. December 1484 erlassenen Bulle »Summis desiderantes« auf die zündende Weisheit die Eiferer der Inquisition losgelassen, die jeden Winkel durchsuchten und mit jedem neuen Opfer, dessen Blut sie verspritzten, die wahnsinnige Angst vor den höllischen Mächten vermehrten. Wir brauchen nur einige Capitel des 1487 erschienenen »Malleus maleficarum« durchzusehen, nach dem die Richter untersuchten, um zu wissen, in welcher schweren Geisteskrankheit die Menschheit verfallen war.

Dazu kam zu weiterer Nahrung, dass gleichzeitig in den letzten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts die Buchdruckerkunst die alten Visionen der Ritter Owein und Tondalus sowie des Mönches Alberich den weitesten Kreisen in ihren Muttersprachen zugänglich machte und dass eine davon, 1484, sogar in Boschs engerer Heimat, zu Herzogenbusch, erschien. Ihr Inhalt konnte ihm nicht unbekannt geblieben sein und sie ist ihm und seinen Nachfolgern die Quelle für die Gegenstände ihrer Werke geworden. Der unbekannt Autor des Bildes Nr. 1181 im Prado verräth es uns, indem er ihm selbst die Unterschrift gab: »Visio Tondalij«. Und dass auch das Fegefeuer des heil. Patrik damals in den Niederlanden allgemein bekannt war, dafür bürgt die unangenehme Geschichte mit dem Mönche von Eymstadt in Holland, der nach vielen Zahlungen an die Geistlichkeit und nach vielen frommen Uebungen sich Zutritt dahin verschafft hatte, um im intimeren Verkehre mit den Teufeln seine Sünden abzubüssen, die ganze Nacht jedoch vergebens dort verbrachte und alle seine Erwartungen betrogen sah. Wüthend kam er hervor, schlug in der ganzen Welt Lärm und führte sogar beim Papst darüber Klage, so dass sich dieser endlich gezwungen sah, die Höhle am St. Patrikstage 1497 mit grossen Ceremonien zu schliessen.¹ War das Anlass genug, sich mit dem, was drum und dran hing, vertraut zu machen, so kam man 25 Jahre später noch einmal darauf zurück, als der Ruf des Fegefeuers den erlittenen Stoss überwunden hatte und der Zuzug der Pilger dahin neu zu wachsen begann.

Neben den Visionen wurden die beliebtesten Ritterromane zu Volksbüchern verarbeitet. 1483 schon druckte man zu Zwolle die »Reis von Mandeville«, bald darauf die des heil. Brandan und brachte fast alle besprochenen Legenden unter die Presse, so 1478 zu Gouda die »Legenda aurea« in holländischer Sprache, die bis 1487 noch sechsmal in verschiedenen Städten Hollands, darunter zu Utrecht, herausgegeben wurde. Was mit aber für den Gesichtswinkel des gewöhnlichen Volkes noch wichtiger erscheint, in jenen Tagen wurde auch der Schäferkalender »Le grand Calendrier et compost des Bergers composé par le Berger de la grand Montagne« verbreitet, der nebst allem Wissenswerthen auch eine ausführliche Beschreibung der Hölle enthält. Lazarus gibt sie, vom Herrn, der damals gerade vor seinem Leidenswege stand, selbst dazu aufgefordert, der Tischgesellschaft im Hause des Simon, die an seinen Tod und seine Wiedererweckung zum Leben nicht glauben will.

Auch er sah, wie Owein, eiserne, berghohe Räder, die sich in der Art von Mühlrädern beständig drehten und an ihren Zacken die Hochmüthigen herumschwangen; den gefrorenen Fluss, über den ein eiskalter Wind fegte und worin die Neidischen eingetaucht waren; die Fleischerbuden mit ihren Tischen und Bänken, worauf die Zornigen geschlachtet wurden; den schrecklichen und dunklen Saal voll grosser Schlangen, welche die Trägen bissen; die mit Oel, siedendem Blei und geschmolzenen Metallen aller Art gefüllten Kessel, worin die Geizigen sassen; die Tafel der Unmässigen, die dort mit Schlangen und allem Ekelhaften gespeist wurden, und das Feld voll tiefer Brunnen mit den Wollüstigen. Solche dem Volke am nächsten liegende Bücher mögen auch unsere Künstler am meisten angeregt haben.

Die Rundschau über ihre Werke muss ich meinen Lesern selbst überlassen. Nach dem Gesagten wird es keine Schwierigkeiten mehr bieten, sich in dem Höllenchaos zurechtzufinden. Das Meiste davon ging in das Jüngste Gericht der Akademie zu Wien über, wo der Maler den überlieferten Stoff für sich selbst in origineller Weise weiter ausbaute.

¹ Th. Wright, St. Patricks Purgatory, pag. 152 ff.

Die Schmiede, in der man die Seelen zusammenschweisst, ist bei ihm eine idyllische Dorfschmiede geworden, unter deren Vorbau zwei Teufel einem Manne und einer Frau, wie Pferden, glühende Hufeisen an die Sohlen schlagen; die Haspel der Visio Tondali hat sich in alle Gattungen Tret-, Stampf- und Sägemühlen verwandelt; das Haus der Unmässigen ist als grosse Küche hingestellt, wo fleissig gesotten und gebraten wird und womit auch ein Keller verbunden ist, in dessen Fässer die Teufel einen Trank keltern, der nicht zu errathen ist u. s. f. Vor diesen Dingen, besonders dem letzten, begreifen wir, dass sie Don Quevara seinem geschätzten Meister Hieronymus erspart wissen will. Wie aufmerksam aber Bosch darin studirt ist und wie gelegentlich einzelne seiner Gedanken und Einfälle verwerthet wurden, beweist der Riese, der auf dem rechten Flügel unseres Gerichtes auf allen Vieren kriecht und welcher der Zwillingbruder von dem ist, den Bosch auf dem linken Flügel seiner Lissaboner Versuchung des heil. Antonius sich durch einen Hügel zwängen lässt.

Und nun zum Schlusse. Wo man dem Teufel so viel Aufmerksamkeit schenkte, konnte man auch an den heiligen Männern nicht achtlos vorbeigehen, die den Kampf mit ihm so oft und so erfolgreich bestanden hatten. Sie waren ja gerade der Stab, an dem man sich aufrichtete. Es ist daher gleichfalls nur eine Folge der herrschenden Geistesrichtung, wenn jetzt in der Kunst die Versuchungen des heil. Antonius, des Christophorus und wie bei Mandyn in Douai des Hiob häufiger werden. Sie, die solche Siege über den Erbfeind erfochten hatten, durften in diesem Kreise nicht fehlen. Sie waren es ja auch, zu denen man vertrauensvoll emporblickte, wenn der Teufel den Menschen das Fleisch zu vexiren begann. Denn unsere Zeit ist zugleich die Zeit der Predigt zur Busse und zur Abtödtung des Fleisches und darum ist jenes grosse Gemälde im Escorial — der Heuwagen — gewissermassen der Schlussaccord, in den unsere Phantasie ausklingt, er, der wie ein Triumphwagen von Kaiser und König, Papst und Cardinälen, Clerikern und Laien jubelnd umdrängt, von den sieben Ungeheuern aber, die an seine Deichsel gespannt sind, den Todsünden, und am Schlusse des Zuges von dem grossen Schnitter, dem Tode, leise zur höllischen Scheuer geleitet wird, wohin man solche Ernte einbringt;

Denn alles Fleisch ist wie Heu
Und seine Herrlichkeit wie die Blume des Feldes (Jesaias 40, 6).

